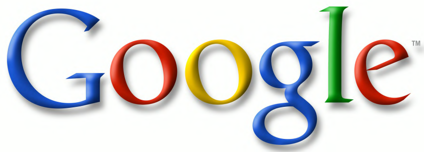


Graphologische Monatshefte.

1901.





Johann Caspar Lavater.

Graphologische Monatshefte.

1901.

Graphologische Monatshefte.

Organ der

Deutschen graphologischen Gesellschaft.



V. Jahrgang.

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von

Dr. E. Axel, Julius Becker, Dr. jur. Erich Bohn, Hahs H. Busse, Dr. Ludwig Klages, Dr. med. Georg Meyer, Isabella Baronin Ungern-Sternberg, Dr. Karl Wolfskehl, u. a.

Mit 60 Schriftproben und einem Portrait J. K. Lavater's.

München.

Karl Schüler. (A. Ackermann's Nachflg.),

Kgl. bayr. Hofbuchhandlung.

1901.

II. Mittheilungen.



Ueber ein
neues graphologisches Erklärungsprincip.*)

Von **Dr. Karl Wolfskehl.**

Die rein charakterologische Bedeutung der Zeichen, bezw. Zeichengruppen in der Handschrift möchte in sofern eine freilich nicht allzu weitgehende Einschränkung erfahren, als die vom Schreibenden gesprochene Sprache sicher nicht ohne Einfluss auf das graphische Bild bleibt. Der psychische Vorgang beim Schreiben ist von dem beim Sprechen nur darin verschieden, dass die Aufmerksamkeit auf den oder die Zuhörenden oder Anwesenden wegfällt und nicht das Ohr, sondern das Auge Hauptaufsichtsorgan ist; übrigens aber schreiben wir, wie wir sprechen, sodass das Geschriebene von dieser Seite aus angesehen gewissermassen als geometrische Projektion unserer Sprachsonderheiten zu betrachten ist. In den meisten Fällen geht dies soweit, dass das Geschriebene als gesprochen vorgestellt, in der Seele gehört wird.**)

Graphisch ausdrückbar werden aus sofort einleuchtenden Gründen nur das Sprachtempo und die Betonungseigentümlichkeiten sein, nicht die Klangfarbe oder Modulation. Diese zwei Faktoren der Silbendehnung und der Silbenbetonung sind in jedem Falle durch augenblicklich wirkende, dann durch dem betreffenden Individuum überhaupt eignende, endlich durch Rasse- und Dialektmomente bedingt, und insofern das Gesamttempo der Sprache nicht blos von der augenblicklichen Seelenlage, sondern von der ganzen individuellen Vitalität

---

*) Da in erster Linie nicht Rücksicht auf den Umfang, sondern Höhe des wissenschaftlichen Wertes für uns entscheidet, ob eine Abfassung unter den Hauptaufsätzen abzudrucken ist, so glaubten wir obige Darlegung eines neuen graphologischen Erklärungsprincips trotz ihrer Kürze nicht unter die »Mitteilungen« einfügen zu dürfen. Sachlich sei noch bemerkt, dass die Beeinflussung der Schreibbewegung durch Articulationseigentümlichkeiten des Schrifturhebers in der graphologischen Litteratur unseres Wissens nirgendswo auch nur vermutungsweise erwähnt worden ist. Ein von J. Eloy auf dem Pariser Graphologencongress (1900) gehaltener, und später in »La Graphologie«[1]) veröffentlichter Vortrag über »Phonographologie« beschäftigt sich mit dem hiervon völlig verschienenen Problem der Erkennbarkeit gewisser rein akustischer Eigenschaften der Sprechstimme in der Handschrift — und zwar ohne den Versuch einer principiellen Begründung. Ein im Jahre 1898 von Prof. Urbantschitsch[2]) in Wien gehaltener Vortrag vollends betrifft die Einwirkung von Tönen auf die Handschrift, hat also mit obiger Entdeckung überhaupt nichts zu thun. Die Red.

**) Nach einer verbreiteten Meinung geschieht dies immer. Es giebt jedoch sicherlich Fälle, wo der Schreibbewegung keine Lautvorstellung, sondern ausschliesslich eine optische vorhergeht.

---

[1]) Vergl. »La Graphologie«. 30. Jahrgang. No. 11 und 12. Ferner: »Graphologische Monatshefte«. 1900. Heft 5|6. Seite 57.

[2]) Vergl. »Bericht der D. g. G.« 1898. Seite 120

bestimmt ist, werden eventuell fixierte Eigentümlichkeiten einen charakterologischen Rückschluss gleichsam aus zweiter Hand gestatten, vor allem aber wird bei genügend gesammeltem Einzel- und Gesamtmaterial ein Schluss auf die Orts- oder Stammeszugehörigkeit des Schreibers gestattet sein, da ja sein Sprachtempo durch das seiner Heimat oder Umwelt mit bedingt ist. Festzuhalten ist hierbei, dass auch bei unserer accentuierenden Redeweise die kurze Silbe zweifellos, wenn auch nur minimal verlängert, eine lange Silbe aber, wenn der Ton auf sie fällt, ganz bedeutend gedehnt wird (eine Thatsache, die unsere Accentuation von der der antiken Völker doch nicht so grundverschieden erscheinen lässt). Vor allem wird also wohl die Zeitverlängerung betonter Silben sich graphisch darstellen und wirklich können wir häufig ein unverhältnismässiges Längerwerden des zwei Silben verbindenden Haarstriches bei sonst sehr regelmässigen Schriftzugen wahrnehmen, das sich gar nicht anders erklären lässt (eine Kontrole für die Richtigkeit der Beobachtung gäbe in diesem Falle die individuelle Besonderheit der Silbentrennung am Zeilenende). Ausser diesem Hauptmerkmal individueller Betonungs- und Dehnungsgewohnheiten glaube ich, empirisch noch drei weitere, allerdings nicht in gleichem Masse unzweifelige gefunden zu haben, die aber mehr die Intensität der Accentuation spiegeln: namlich Vergrösserung der Buchstaben von Betonungssilben bei Schriftstellen erregten Charakters, dann ein Druckreicherwerden dieser Silben in gleichem Falle, schliesslich noch — was, wenn es sich bewahrheiten sollte, besonders wichtig wäre — ein Absetzen der Feder hinter der tonverstärkten Silbe. Wir haben so häufig Gelegenheit, bei sonst sehr verbundenen Schriften vereinzelte Einhalte festzustellen, die dem Gesamtcharakter sich nur mit Zwang einfügen wollen, dass man, glaube ich, nun in jedem Falle genau erforschen muss, ob es sich hier wirklich um ein isolirtes Vorkommen intuitiven Denkens, beziehungsweise Erfassens handle oder ob nur eine Sprecheigentümlichkeit (die charakterologisch vielleicht ganz wo anders hinwiese) sich hier finde. Überhaupt wird man das Verhältnis der optisch zu der akustisch kontrolirten Redeweise nicht mehr ausser Acht lassen dürfen. Wichtig wäre auch zu ermitteln, ob Sprachstörungen pathologischen Ursprungs sich graphologisch feststellen lassen.



Ein Handschriften-Künstler.

Von **Hans H. Busse.**

Manche Menschen verfügen bekanntlich über verschiedene Handschriften; je nach Stimmung und Schreibzweck wechseln sie u. a. Grösse, Lage, Dicke der Schrift; daneben treten dann unbewusst noch andere Veränderungen auf und verstärken die Verschiedenheit der Handschriften. Charakterologisch dürfte hier ein Mangel an harmonischem Ineinandergreifen aller Eigenschaften bei gleichzeitiger nervöser Sensibilität vorliegen. Derartige Naturen sind fähig, sich unmittelbar und lebendig in viele, zumal mit ihnen verwandte Charaktere zu versetzen und diese schauspielerisch darzustellen, allerdings häufig mit einigen Übertreibungen. Haben nun dieselben noch zeichnerisches Talent und ein gutes Formengedächtnis, so können sie auch Handschriften nachahmen, besonders die mit den eigenen Handschriften-Typen verwandten. Dieses Phänomen der „Handschriften-Künstler" wurde noch nicht näher untersucht. Auch Adolf Henze*) war ein solcher „Handschriften-Künstler"; die von ihm selbst veröffentlichten und kurz besprochenen Schriftproben sind aber nicht sehr ergiebig.

Wir haben nun kürzlich von einem anderen Handschriften-Künstler eine grosse Anzahl verschiedener Handschriften-Proben erhalten, welche zunächst im Folgenden zum Theil wiedergegeben und kurz erläutert werden sollen. Später wollen wir dann mit diesen Beobachtungen die auf zwei Gebieten der experimentellen Graphologie bisher gewonnenen Ergebnisse vergleichen. Auf doppelte Weise nämlich wurde die Variabilität der Handschrift zum Gegenstande der Untersuchung gemacht: einmal durch Erzeugung von Schriftproben seitens (z. T. hypnotisch) suggerierter Persönlichkeiten, ferner an der Hand solcher Schriftstücke, welche vom Urheber mit absichtlicher Veränderungs- oder Verstellungsbestrebung angefertigt waren. Die hier gesammelten Einsichten dürften das Problem des Handschriften-Künstlers leichter verständlich machen und können ihrerseits wiederum durch die vorliegenden Schriftproben nachgeprüft werden.

Unser Material besteht aus 33 Schriftproben, welche zufolge beigefügtem Briefe eines Herrn Julius K. (Fig. 1 und 2) sämmtlich von ein und derselben Person herrühren. Gründliche Untersuchung ergab die Richtigkeit dieser Behauptung; gleichzeitig führte eine glückliche Intuition zu der Erkenntnis, dass Herr Julius K. nicht nur der liebenswürdige Vermittler dieser ungewöhnlich verschiedenartigen Handschriftenproben, sondern auch ihr Urheber war. Die Identifikation stützte sich zunächst hauptsächlich nur auf die durchgehend eigen-

*) Vgl. Henze's „Chirogrammatomantie". S. 67 f.

artige Gestaltung einiger Buchstaben (k, ß, K), auf Abstand und Führung der Zeilen und auf die Anordnung der Schrift auf dem Papier; (Ränder, Raumgefühl). Später jedoch nach Untersuchung von weiteren ungezwungenen Schriftproben des Herrn Julius K. (Fig. 3—5) fanden sich noch andere wesentliche Ähnlichkeiten, worauf wir an dieser Stelle nicht näher einzugehen.

Fig. 1.

Die fünf Schriftproben K.'s zeigen charakteristische Gegensätze, hauptsächlich in der Dicke, Lage, Weite und Regelmässigkeit der Schrift; gemeinsam ist die starke Bogenbindung bei einfacher, aber geschmackvoller Schriftzeichen-Gestaltung und die sehr ausgeprägte Schriftzeichen-Verbindung; daneben fällt

Fig. 2.

noch die zwar klar getrennte, aber unsichere und vielfach zum Schluss hinsinkende Zeilen-Behandlung auf. Dieser graphische Befund führt zu einer charakterologischen Diagnose, aus der wir die folgenden, für die späteren Darlegungen chtigen Momente hier mitteilen müssen.

Zur Gründung eines Handschriften-
Museums können Ihnen noch einige
hunderttausend auch unterstützende Leitung

Fig. 3

nur ein Körnchen Wahrheit steckt, und daß ferner nach den
gezogenen Lehren und auf Grund meiner mit mir selbst
angestellten Versuche es u. E. unumstößlich fest steht, daß
es unter Umständen nicht möglich, Fälschungen oder Hoch-
stapler mit Bestimmtheit auch unter Zuhilfenahme der Ge-
setz· entdecken zu können, wofür aber dann in der

Fig. 4.

Dürfte ich Sie nun auch noch um eine Gefälligkeit
bitten? Würden Sie die Güte haben, die hier in Rede ste-
henden, mich betr. Veröffentlichungen mir z. Zt.-eventl.

Fig. 5.

Herr K. ist kein einheitlicher Charakter, sondern zeigt mancherlei Gegensätze; er ist eine sehr sensible und impressionable Natur; trotz gelegentlicher Hinreissung und ungeduldiger, reizbarer Übereilung ist er aber kein haltlos leidenschaftlicher Triebmensch; viel verständige Urteilsklarheit, schnelle Beobachtungsgabe und überlegende Selbsterziehung sind vorhanden, ohne jedoch in sophistische Pedanterie und in steife Zurückhaltung auszuarten. Herr K. besitzt viel altruistische Gutmütigkeit, er ist anpassungsfähig und umgänglich, ein Feind phrasenhafter Aufdringlichkeit. Seine Interessen sind vielseitig; ästhetischer Sinn äussert sich in einfacher, gewandter Weise; Schlagfertigkeit, kritische Schärfe, Witz und Humor gelangen in meist massvoller Weise zum Ausdruck, obwohl Schreiber nicht zu den innerlich zufriedenen Naturen gehört.

Diese kurze Schilderung mag bestätigt und ergänzt werden durch folgende Angaben des Herrn K, aus denen insbesondere auch die an Gegensätzen reiche Vielseitigkeit dieses Charakters hervorgehen wird.

„Ich bin leidenschaftslos veranlagt und habe doch Leidenschaften; ich vermag viel Geld für Dinge von wenig realem Werth und auch dafür auszugeben,

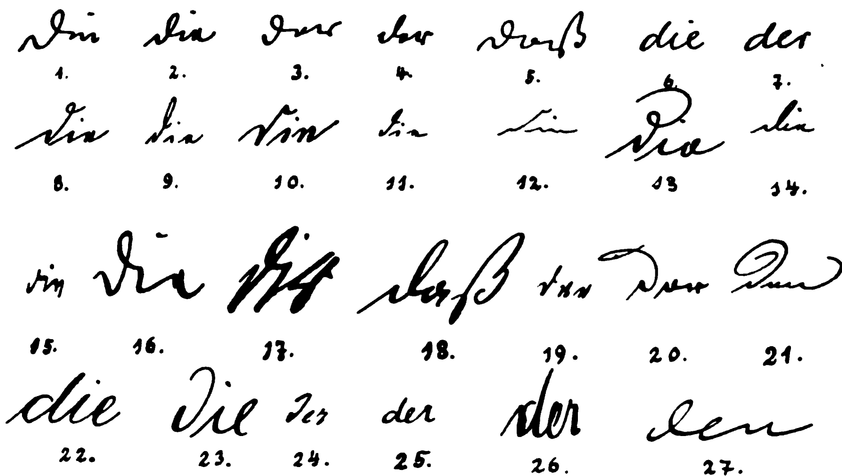


Fig. 6.

um anderen eine Freude zu bereiten; ich hasse alles, was Spiel heisst und spiele doch leidenschaftlich Schach. Ich bin sanftmütig und geduldig und kann doch leicht aufbrausend, ja jähzornig werden. Ich bin unempfindlich, nachgiebig, versöhnlich und kann doch in gewissen Fällen mit Verachtung strafen. Ich bin ruhig, kaltblütig, furchtlos und muthig bis zur Waghalsigkeit und vermag doch nicht von einer Anhöhe hinabzusehen, weil ich Neurastheniker bin. Offenherzig und immer wieder vertrauensselig, kann ich doch verschwiegen wie das Grab sein. Ich liebe geistreiche und heitere Gesellschaft, kann in letzterer bis zur Ausgelassenheit ausarten und bin ein Feind aller konventionellen Lügen. Da es mir nicht gelingt, mir das Leben meinem Sinne entsprechend zu gestalten, so bin ich — aber nicht nur vorübergehend — etwas unzufrieden. Ich bin sehr

kunstliebend und dabei doch sehr praktisch in allen Dingen; habe schnelle Auffassungs- und viel Beobachtungsgabe, vielseitige Interessen und Fähigkeiten; finde mich leicht in alle Verhältnisse."

Auf Anfrage nach seinem Berufe und Entwicklungsgange — Momente, welche für das Begreifen eines so complicierten Charakters wichtig sind — stellte uns Herr K. noch folgende Angaben zur Verfügung; sie machen in der That u. a. die Vielseitigkeit der Interessen verständlich und müssen später für die Erklärung des Handschriftenkünstlertums mit herangezogen werden. Herr K. schreibt:

„Früh verwaist konnte ich meiner Neigung, Lehrer zu werden, nicht folgen; ich versuchte mich daher kurze Zeit als Kaufmann und vertauschte diesen Stand, der mir nicht zusagte, mit einem Handwerk; ich trieb mich nun mehrere Jahre in der Welt herum, wurde dann Soldat und bin jetzt Beamter im Alter von fast vierzig Jahren. In dieser Stellung fühle ich mich jedoch nicht wohl, da mir die Sache zu einseitig und eintönig ist, trotz aller möglichen und unmöglichen Nebenbeschäftigungen auf fast allen Gebieten."

Wir wenden uns nunmehr den 33 Handschriften-Proben zu; sie wurden auf 33 lose Zettel mit schwarzer Tinte geschrieben und umfassen zumeist (20) drei Zeilen Text. Es ist uns leider nicht möglich, diese 33 Handschriften-Proben vollständig zu reproducieren; wir mussten eine Auswahl treffen; demgemäss wurde von zwanzig Handschriften nur je ein Wort (Fig. 6, 8–27), von den übrigen 13 Handschriften aber, die besonders charakteristisch sind, eine grössere Probe zur Vorführung und Besprechung gewählt.

1
2
3

Fig. 7.

Bei acht Handschriften verwendete K. lateinische Schriftzeichen; die übrigen 25 Proben zeigen deutsche Typen. In beiden Systemen verfügt er über eine grosse Verschiedenartigkeit der Buchstabenformen. Dieses mag durch die obige Zusammenstellung (Fig. 6) anschaulich gemacht werden. Die ersten sieben Wörtchen sind einigen Briefen mit K.'s gewöhnlicher Schrift entnommen und ermöglichen einen Vergleich mit den übrigen 20 Wörtchen (8–27 von Fig. 6), deren graphische Eigentümlichkeit übrigens consequent und ohne die geringste Unsicherheit in den bezüglichen 20 Proben der Handschriften-„Verstellung" durchgeführt ist. Mit Erstaunen sieht man hier u. a. eine Fülle der verschiedenartigsten „d"-Formen; jeden Bestandteil dieses Buchstabens hat der Schreiber mit grossem, sicherem Geschick variiert in mannigfacher Complikation; Anstrich, Richtungen-Bindung, Schleifenform, Endstrich-Gestalt und Verbindung sind bald so, bald so verändert und zwar durchweg in sicherer Übereinstimmung zu den übrigen allgemeinen Eigentümlichkeiten der jeweiligen „Verstellung". Man vergleiche z. B. das eckige, mit kurzem, spitzigen Anstrich versehene „d" des rücksichtslosen, resoluten „die" (gross, schräg einfach, druckreich, No. 17) mit dem Schleifenzeichen „d" in dem liebenswürdig-berechnenden „den" (klein, mässig, schräg, nicht sehr druckreich, abgerundet, Schluss-Schleife, No. 21),

oder das eckige, oben geschlossene, sorgfältige lateinische „d" in dem reservierten, verschlossenen, vornehmen „der" (gross, steil, eng, druckreich, No. 26) mit dem runden, oben geöffneten, gewandten lateinischen „d" in dem umgänglichen, zwanglosen, einfachen „den" (schräg, kleiner, weit, nicht sehr druckreich, No. 27). Die bekannten Zeichen der Verstellung sind in keinem dieser „d" und in keiner dieser Schriften ausgeprägt, besonders nicht in den einfachen und schrägen Proben. Verdächtige Linkslage bei gleichzeitiger Unsicherheit tritt nirgends auf; ebensowenig finden sich Zitter- oder ataktische Züge; nur gelegentliche Correkturen kommen vor (z. B. No. 26); wo Steillage oder Verschnörkelung auftritt, sind auch die übrigen graphischen Eigentümlichkeiten so behandelt, dass eine psychologische Einheit erzielt wird (vgl. z. B. Fig. 6, No. 20, 21, 25, 26). Aus alledem ergiebt sich, dass diese Handschriften nicht als Verstellungen im gewöhnlichen Sinne einer rein äusserlichen, mühsamen und bewussten Veränderung der gewöhnlichen Handschrift betrachtet werden dürfen, sondern dass hier unbewusste Kräfte den bewussten Wunsch zur Handschriften-Veränderung mit unwillkürlicher Sicherheit ausführen und verschiedene, von einander unabhängige, aber psychologisch zusammenpassende Schrifteigentümlichkeiten hervorbringen. Die Art dieser Kräfte werden wir besser erkennen, wenn wir jetzt die übrigen 13 umfangreicheren Handschriften-Proben besprechen.

jenen nicht un
mit dem zu reini-

Fig. 8. „Unreifer Jüngling."

Zunächst können wir auch hier eine erstaunliche Schreibsicherheit und graphische Einheitlichkeit feststellen. Nirgends treten Zitterformen oder ataktische Unsicherheiten auf; ausgenommen natürlich sind die beiden Handschriften-Proben, zu deren Charakter jene graphischen Eigentümlichkeiten gehören (Fig. 14 und 15). Auffallende Absetzungen in der Continuität oder Zögerungen im Schreibtempo liessen sich ebenfalls nicht nachweisen. Endlich fehlten auch verdächtigere Correkturen (Fig. 7, „h", Zeile 1, käme hier z. B. noch nicht in Betracht) oder grössere Formen-Differenzen zwischen Anfang und Ende der jeweiligen Handschrift. Verstellungen der Handschrift im gewöhnlichen Sinne des Wortes liegen hier also nicht vor. Übrigens bestreitet auch Herr K. entschieden, dass die von ihm gefertigten Handschriften-Proben „Verstellungen" wären.

„Ich besitze in der Hendschriftenverstellung keinerlei Fertigkeit und kann somit die gefertigten Schriften auch nicht als Verstellung, sondern lediglich als einen Beweis von den vielseitigen Anlagen des betreffenden Individuums ansehen; die Schriften sind nicht unter Anwendung der ganzen Aufmerksamkeit auf die Herstellung der betreffenden Formen geschrieben, sondern vielmehr vollständig zwanglos, wie es mir denn überhaupt auch nur dann dergleichen zu fertigen gelingt, nachdem es mir möglich geworden, mich in die betr. Charaktere hineinzudenken und vor allem sie seelisch verstanden zu haben; infolge mannig-cher Umstände, besonders aber wegen meiner Sensibilität ist mir dieses aber cht jederzeit möglich; auch meine gewöhnliche Handschrift fällt daher sehr

verschiedenartig aus; übrigens erleichtert mir ein sehr gutes (insbesondere auch Formen-) Gedächtnis in Verbindung mit den sonstigen vielseitigen Beanlagungen derartige Streiche wesentlich."

Diese Ausführungen des Herrn K. zeigen, dass es auch ein autographisches Schauspielertum (Charakterdarstellung) auf der Basis der eigenen vielartig angelegten Persönlichkeit giebt. Wir baten deshalb Herrn K. um Angabe der Charakterrollen, welche er bei der Niederschrift verschiedener Proben (Fig. 8, 9, 13, 14, 15, 16, 18) graphisch spielen wollte.

Fig. 9. „Wüstling."

Die ersten beiden Proben (Fig. 7 und 8) zeigen eine ziemlich kalligraphische deutsche und lateinische Schrift. Die einfache, aber sorgfältige Schriftzeichen-Gestaltung fällt zumal in der deutschen Schrift auf; der eckige Ductus ist bei stetem Wechsel von Druck- und Haarstrich ziemlich consequent durchgeführt, besonders in Anbetracht der Kleinheit der Schrift. Individuellere Eigentümlichkeiten, welche an K.'s gewöhnliche Handschrift erinnern, sind: Höhersetzung

Fig. 10

vieler Wortanfänge (u. a. Zeile 3), Höhersetzung einiger i-Punkte, gelegentliches Fortlassen der oberen „h"-Schleife (Zeile 1 in „Erhöhung", und im zweiten „h" von „Schnittholz", jedoch ist hier eine Schleife nachträglich angefügt), Gestalt der t-Schleifen im „tt" (Zeile 1 und 3; vgl. Fig. 5, Zeile 2).

In der lateinischen, ziemlich kalligraphischen Schriftprobe (Fig. 8) sollte ein „etwas sehr unreifer Jüngling" dargestellt werden. Dieses Bestreben scheint

uns nur zum Teil gelungen zu sein. Zwar fehlt es der Schriftgestaltung an Eigenart, denn die schulmässigen Formen sind ziemlich beibehalten und zeigen wenig Druck (vgl. auch die A-Querstriche); aber die Schrift ist dabei doch so gewandt und klar, wie ein „etwas sehr unreifer Jüngling" schwerlich schreiben würde, zumal ein solcher einige Vorliebe für Verschnörkelungen zu zeigen pflegt. Die Klarheit und Gewandtheit dieser Schrift sind Elemente von K.'s gewöhnlicher Schrift, der auch die gelegentliche Hochstellung der i-Punkte entstammt.

Fig. 11.

Das gemeinsame graphische Leitmotiv der folgenden beiden Handschriften-Proben ist die zwanglose Schnelle; ihre wesentliche Differenz besteht in der Schräge, Weite, Druckstärke und Klarheit; gemeinsam aber ist beiden Proben trotzdem und zwar in Übereinstimmung mit K.'s gewöhnlicher Handschrift: die Tendenz der zum Schluss sinkenden Zeilenführung bei gleichzeitiger Hochsetzung der i-Punkte. Obwohl nun die hierdurch angedeuteten Charakter-Eigenschaften, bezw. Stimmungs-Dispositionen, nicht gerade für die gewöhnliche Vorstellung des „Wüstlings" passen, so lässt sich doch nicht leugnen, dass die betreffende Handschrift (Fig. 9) wesentliche Eigenschaften eines Wüstlings gut darstellt. Grobsinnliche Leidenschaft und rücksichtslose Energie verbinden sich hier mit Phantasie auf materiellem Gebiete (die oberen Schleifen — im l, f, H, h — fehlen oder sind sehr zusammengezogen; die unteren Schleifen aber sind — H, z, h, g — ausgeweitet, bezw. gross ausgeklext). Für die andere zwanglos-schnelle Hand-

Fig. 12.

schriften-Probe fehlt uns leider die Angabe darüber, welcher Charakter hier dargestellt werden sollte. Vom graphischen Standpunkte aus möchten wir nur noch die zwar ungleichmässige, aber doch beträchtliche Grösse der Kleinbuchstaben hervorheben, welche als Begleiterscheinung der schnellen, drucklosen und dabei engen Schrift zu betrachten sein dürfte. Die Nachprüfung folgender durch die eben gemachte Beobachtung angeregten Vermutung wäre — wie hier eingeschaltet werden mag — ein wertvoller Beitrag für das noch so wenig erforschte Gebiet der vergleichenden Handschriften-Kunde: Schnelle drucklose Schrift dürfte entweder gross, mässig schräg, eng und in diesen drei Eigenschaften unregelmässig oder aber klein, schräg, weit und ziemlich regelmässig sein; d. h.: schnelle drucklose Schrift muss gleichmässig entweder die vertikale (von unten nach oben, von oben nach unten) oder die horizontale (d. h. von links

nach rechts) Schreibrichtung stark betonen und demgemäss auch alle die hieraus folgenden graphischen Eigentümlichkeiten zeigen (Grösse, Steilheit, Enge, Unregelmässigkeit oder Kleinheit, Schräge, Weite, Regelmässigkeit). Die steile, bezw. links-schräge Lage der nächsten Handschriften-Probe (Fig. 11) wird man kaum als Verstellungssymtom betrachten können; die Handschrift zeigt nämlich ein mit dieser exceptionellen Schriftlage sehr gut harmonierendes Wertlegen auf gewandte, etwas aparte, aber doch nicht eigenartige Buchstabenbildung; auch ist der Druck in entsprechend äusserlicher Weise vielfach auf Neben- und Übergangsrichtungen verlegt worden. Leider fehlt auch hier eine Angabe über

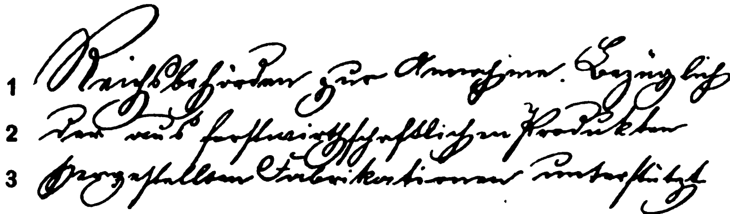


Fig. 13. „Elende Streber-Kreatur."

den beabsichtigten Charakter. Interessant sind einige Ähnlichkeiten dieser Probe mit der „Wüstlings"-Handschrift (Fig. 9). Das grosse „H" zeigt in beiden Proben die gleiche eigenartige Gestalt (Fehlen der oberen Schleife); als charakteristische Differenz fällt hier jedoch trotzdem sofort die elegante Linienführung (Fig. 11) gegenüber dem geraden druckreichen Striche (Fig. 9) auf; auch die Buchstaben „au" (Figur 9 in „auf", Figur 11 in Haupt) haben in ähnlicher Weise Form-Ähnlichkeiten und Ausdrucks-Differenzen.

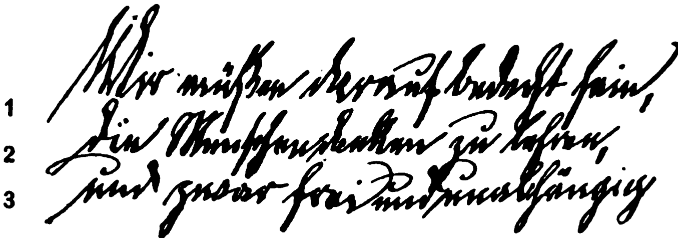


Fig. 14. „Nervöser Krakehler."

Wir wenden uns nun den drei HandschriftenP-roben zu, bei welchen die Verschnörkelungen, bezw. Verlängerungen und Hinzufügungen von Nebenrichtungen ein Hauptmoment der Handschriften-Veränderung sind; als anderes Hauptmoment tritt in zwei Proben (Fig. 12 und 13) der Arkadenductus und in der dritten Probe (Fig. 14) die ataktische Eckigkeit auf. Die Art der Verschnörkelung ist in den drei Proben verschieden; wenn wir diese Hinzufügungen nach ihrem charakterologischen Werte unterscheiden wollen, so wären folgende Bezeichnungen zu geben:

Figur 12 ist selbstgefällig, schlagfertig, oppositionslustig, aber dabei nicht leidenschaftlich-heftig (lange Wort-Anstriche und Endstriche, die nach oben rechts verlaufen; Schleifen unten im „h").

Fig. 13 ist umständlich, gewandt im Arrangement von Kleinlichkeiten und Äusserlichkeiten, hierin selbstgefällig und „ehrgeizig" (gewandte Schleifen am „d", „g", „h", die nach links zurücklaufen; grosses „R", „B" mit hochgesetzter linker Basis-Schleife).

Herr K bezeichnete diese Probe als Handschrift einer „elenden Streber-Kreatur"; diese Charakteristik erscheint uns zu stark; wir können hier nur eine kleinliche, subalterne und äusserlich nach Anerkennung strebende Natur erblicken; „elende Streber-Kreaturen" dürften mehr verschlagene und zugleich rücksichtslosere Energie und minder zierlichen Geschmack besitzen.

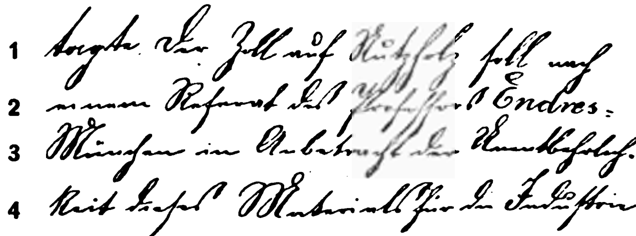


Fig. 15. „Halbgeknicktes, liebebedürftiges Mädchenherz."

Figur 14 ist von Herrn K. in prächtig-treffender Weise als „nervöser Krakehler" charakterisiert Die aufbrausende Reizbarkeit und rechthaberische Eigenwilligkeit einer solchen Natur ist hier auch durch Hinzufügungen ausgedrückt, (lange, gerade Anfangs- und Endstriche mit Haken nach links).

Der Arkaden-Ductus der ersten beiden verschnörkelten Handschriften (Fig. 12 und 13) ist bei weitem nicht so wichtig, wie die ataktische druckreiche Eckigkeit der dritten Probe. Die hierdurch bedingte Langsamkeit der Schreibbewegung dürfte zu der steileren Schriftlage und diese — infolge der Winkelbindungen — zur Schriftenge geführt haben. Infolge all dieser Umstände wurden auch die i-Punkte ziemlich genau gesetzt und die Zeilen näher aneinander gerückt. Die ataktische druckreiche Eckigkeit hat auch zu manchen sonderbaren Formen Anlass gegeben; vgl. „W", „ß", „a" in Zeile 1.

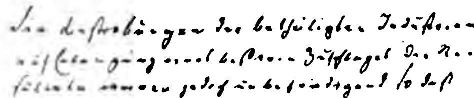


Fig. 16. „Alter stubenhockender Bücherwurm."

Die Unsicherheit der Zeilenführung von K.'s Handschrift, insbesondere die unwillkürliche Tendenz zum Sinken verbunden mit der bewusst eingreifenden Correkturbestrebung ist auch in diesen drei Proben wiederum erhalten geblieben. In der langsamen Krakehler-Schrift (Fig. 14) erreichen aber die Zeilen ihren tiefsten Stand gewöhnlich in der Mitte, während dieser in den schnellen Schriften (Fig. 9, 10) am Zeilen-Ende eintritt. Vielleicht hängen diese Nuancen auch mit K.'s Vorstellung [illegible] dem jeweils graphisch darzustellenden Charakter zusammen. Die Vermutung [illegible] jedenfalls beim Anschauen der folgenden Handschriften-Probe (Fig. 15) [illegible]legt.

Ein „halbgeknicktes, liebebedürftiges Mädchenherz“ ist hier vortrefflich dargestellt worden. Schon die Betrachtung der Zeilenrichtung zeigt die ganze Unsicherheit einer derartig gestimmten Natur. Interessant ist nur in dieser langsamen Schrift das gelegentliche Tiefersetzen des Wortanfanges (Zeile 2 „Referat“, Zeile 4 „Materials“). Diese Nuance der sinkenden Zeilenführung tritt in K.'s Handschriften sonst nirgends auf. Überhaupt dürfte es schwer fallen, von diesen eine wesentliche Spur in der vorliegenden Probe zu finden. Der Schreiber ist hier in seiner Rolle und spielt das „halbgeknickte liebebedürftige Mädchenherz“ in einer graphisch ausgezeichneten Weise Die ziemlich steile Lage der Schrift, die unsicheren, zögernden, von plötzlichen Druckstellen unterbrochenen Grundstriche, die engen, langgezogenen Majuskeln (vgl. „N“ Zeile 1, „M“ und „U“ Zeile 3), die ungelenke Art der Buchstabenausführung (vgl. obere rechte Schleife im „N“ und „M“), die dünnen i-Punkte, die abgerundeten kleinen „n“ und „m“ — all das atmet gleichsam eine klein-bürgerliche, wenig selbständige Mädchennatur, die unsicheren Idealismus und unsichere Sinnlichkeit mit einiger gutherzigen

Fig. 17.

Wärme und ängstlicher, vorurteilsreicher Moralität vereinigt und so beständig hin- und herschwankt zwischen schüchterner Schwärmerei und lauer Sentimentalität. Die Handschriften-Probe giebt also noch mehr als einen etwas complicierten Gemütszustand: sie veranschaulicht gleichzeitig das Milieu, für den dieser Zustand der Mädchenherzen fast typisch genannt werden muss.

Fig. 18.

Die nächsten beiden Proben zeigen Gelehrten-Handschriften von charakteristischem Typus und zwar sollte in der ersten Probe (Fig. 16) ein „alter stubenhockender Bücherwurm“ dargestellt werden; dieser besondere Gelehrten-Typus scheint uns freilich nicht völlig getroffen zu sein; wohl hat diese Handschrift, mehr kleinliche Beobachtungsgabe, engherzige Pedanterie und unzugängliche Störrigkeit als die andere Handschrift (Fig. 17); es fehlt ihr jedoch an den Zeichen für Alter, die Schriftführung ist nämlich trotz der Kleinheit durchaus sicher und frei von Zitterformen u. dgl.; die mangelnde Buchstabenverbinduug, die Langsamkeit, Einfachheit, Steilheit und Enge unterscheiden aber immerhin diese Probe noch wesentlich von der anderen Gelehrtenhandschrift, welche einen gewandten, modern-psychologischen Ductus zeigt. Interessant sind hier die Zeichen für Grübelei und Sophismen-Liebe: die sofortige Setzung des i-Punktes, welcher aber dann mit dem folgenden Buchstaben verbunden wird; wohl verbindet auch Herr K. gewöhnlich seine Buchstaben sehr consequent, aber die i-Punkte setzt

berichten. Von grosser Bedeutung für die universitäre Anerkennung der wissenschaftlichen Graphologie waren hingegen die Vorträge von Herrn Dr. Klages und von Frl. Dolphine Poppée. Wir erhielten hierüber folgende Mitteilungen.

München. Nach den im vorigen und in diesem Jahre von Herrn Dr. L. Klages in der „Psychologischen Gesellschaft" in München gehaltenen Vorträgen über Graphologie kann die noch immer weit verbreitete Meinung von der Unmöglichkeit einer rein wissenschaftlichen Behandlung der Handschriftendeutungskunde als in fachpsychologischen Kreisen allgemein herrschend nicht mehr bezeichnet werden. Eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete der Psychologie — Universitätsprofessor Lipps — äusserte unter anderem, dass, während er früher den vielfach unsicheren Schlüssen und voreiligen Verallgemeinerungen der Graphologie skeptisch und ablehnend gegenübergestanden habe, ihm nunmehr eine Grundlage gegeben zu sein scheine, mit der sich die allgemeine Psychologie werde befreunden müssen. Er sehe die Psychologie der Handschrift hier auf eine streng wissenschaftliche Basis gestellt, auf der sich unfraglich mit Erfolg weiter bauen lasse.

Was insbesondere den diesjährigen Vortrag des Herrn Dr. Klages anlangt, so behandelte derselbe nicht mehr Principien und Voraussetzungen der Handschriftendeutungskunde, sondern das ganz specielle Problem vom Einfluss des individuellen Raumgefühls auf die Handschrift. Die »Münchener Neuesten Nachrichten« schreiben darüber unterm 27. Februar folgendes:

„Ueber Handschrift und Raumgefühl" hielt in der Psychologischen Gesellschaft Herr Dr. phil. Klages kürzlich einen sehr interessanten Vortrag. Der Redner fasste dasjenige an der Handschrift, was einer psychischen Interpretation unterliegt, als ein besonderes Gebiet der allgemeinen Physiognomik der Funktionen auf. Diese kennt zwei Prinzipien: Das eine betrifft die unmittelbare Verwirklichung gewisser psychischer Thatbestände. So lassen z. B. die vertikalen Fältchen auf der Stirne auf die Geneigtheit des betreffenden Menschen zu psychischer Anstrengung, der leise Gang, das Darreichen der Fingerspitzen statt der Hand auf ein scheues Wesen schliessen. Das zweite Prinzip besagt, dass die in jedem Menschen zum Ausdruck drängende seelische Tendenz eine Art Wunschbild oder Leitbild entstehen lässt, das, ohne als solches im Bewusstsein vorhanden sein zu müssen, gleichwohl auf "e Bewegungsgewohnheiten Einfluss übt, so die Gewohnheit, salbungsvoll zu sprechen lem Bedürfnis entspringt, aus der Art des Sprechens eine bestimmte Einwirkung auf die Mitmenschen auszuüben. Bei der Schrift nun erzeugen unsere Bewegungen in jedem Augenblick ein optisches Bild, und auf dieses wirkt modifizierend das Leitbild, d. h. die Geneigtheit, gewisse Schriftzüge vor sich zu haben, bestimmend ein. So gibt es Menschen, die absolut dünn, d. i. mit Haarstrichen schreiben, ohne sich dessen bewusst zu sein. Gibt man einem Solchen eine dicke Feder in die Hand, so erschrickt er förmlich vor den dicken Schriftzügen und nun wird es ihm vielleicht erst klar, dass es ihm peinlich ist, dick zu schreiben. Da die Schrift uns in erster Linie Formen vor Augen stellt, so muss das allgemein menschliche Raumgefühl die Gestaltung derselben beeinflussen. Der Eindruck der Schrift wird für unser Gefühl durch die Grundstriche der Buchstaben die Schriftlage bestimmt; darum sucht fast Jeder, der seine Schrift verstellen will, die Lage der Grundstriche zu verändern; darum wird beispielsweise auch die Durchstreichung, also Ungiltigmachung eines Buchstabens, durch Ziehung eines Striches quer zur Grundrichtung des Buchstabens vorgenommen. Weitere Beispiele für die Rolle, die das Raumgefühl bei der Gestaltung der Schrift spielt, sind die Klammer, das Lückenzeichen, das die Funktion eines Keils hat und oben die Aufnahmefähigkeit andeutet, und das Fragezeichen, dessen gewundene Linie die Unbestimmtheit symbolisirt. Unter Vorlage verschiedener Schriftproben erläuterte der Redner dann die drei hauptsächlichsten Abweichungen von der normalen Bindungsweise, den sogenannten Arkadenduktus (Bogen nach oben), den Guirlandenduktus (Bogen nach unten) und den wellenförmigen Duktus, (Bogen nach oben und unten). Bezüglich der Arkadenform vertritt Redner die Auffassung, dass das unbewusst wirkende Bedürfnis nach überwölbenden und damit zugleich verdeckenden Raumformen als Ursache zu betrachten sei. Damit steht im Einklang der erfahrungsmässige Nachweis, dass verschlossene, zurückhaltende, diplomatisch angelegte Menschen unwillkürlich die Arkadenform bevorzugen und zugleich darnach streben, in der Schrift Kurven, die oben offen sind, zu vermeiden, was auf die mannigfaltigste Weise geschieht. Redner schloss seinen höchst beifällig aufgenommenen Vortrag mit der Anregung, dieser Seite der Individualpsychologie das gebührende Interesse zuzuwenden.

Wie Herr Dr. Klages uns mitteilt, sind die hier im Auszug wiedergegebenen Gedankengänge Bruchstücke einer umfassenden Untersuchung der Beziehungen zwischen Raumgefühl und Handschrift, deren Ergebnisse später in den »Graphologischen Monatsheften« veröffentlicht werden.

Prag. 6. März 1901. Einen Vortrag über Graphologie hielt gestern abends im deutschen Juristenverein die bekannte Sachverständige im Schreibfach Dolphine Poppée vor einem kleineren Kreise von Zuhörern, unter denen man Herrn Hofrath Prof. Dr. Ullmann, Herrn Prof. Dr. Frankl und zahlreiche Advokaten bemerkte. In interessanter Weise erörterte Frl. Poppée das Wesen und den Zweck der Graphologie und führte die wichtigsten Momente an, auf die man bei der Prüfung von Schriftzeichen und der Vergleichung von Schriften Bedacht nehmen müsse, um nicht nur Falsificate und Nachahmungen zu erkennen, sondern auch auf die Charaktereigenschaften des Schreibers oder der Schreiberin schliessen zu können. Nach dem Vortrag, für den ihr Namens des Vereines Herr Hofrath Dr. Ullmann den Dank aussprach, liess sie ihr graphologisches Wissen und Können auf die Probe stellen, indem sie aus den ihr vorgelegten Unterschriften Schlüsse auf den Charakter des bezüglichen Schreibers zog. Und da kann man sagen, dass sie ihre Prüfung glänzend bestand. Lebhafte Bravo-Rufe folgten jedem Satze, mit dem sie die Unterschriften des Herrn Hofrathes Dr. Ullmann und vieler anderer Herren, die sich in die Präsenzliste eingetragen hatten, graphologisch beurteilte. H. H. B.

Litteratur.

Schneickert, Hans. — Moderne Geheimschriften, eine gemeinverständliche Darstellung der gebräuchlichsten und nützlichsten Geheimschriftmethoden mit besonderer Berücksichtigung der Graphologie als Hilfsmittel zur Entzifferung, Verbesserung und Neubildung von Geheimschriften. (1900. 104 Seiten. Preis 3 Mk. Verlag der Dr. Haas'schen Buchdruckerei Mannheim.)

Ueber den Zweck seines Buches äusserte sich der Autor im Vorworte folgendermassen:

„Ich machte es mir zur Aufgabe, neben der Darstellung der älteren, heute noch vielfach benutzten Geheimschriftenmethoden durch Einsicht in die ziemlich umfangreiche Litteratur der Kryptographie eine Zusammenstellung der bewährtesten Methoden zu geben, die dem Laien einerseits einen Einblick gewähren in das interressante Gebiet der Chiffrierkunst, andrerseits bei der Wahl und Anwendung einer Geheimschriftmethode die nötigen Winke geben sollen. Daher richtete ich auch ein besonderes Augenmerk auf eine leicht fassliche und durch Beispiele illustrierte Erklärung der einzelnen Methoden — soweit solche bestehen — hin und versuchte, jeweils Mittel und Wege zu finden, dieselben zu mindern oder zu beseitigen. So wird auch die Möglichkeit geboten, durch beispielsweise Anwendung von vielen erdenklichen Variationen nach eignem Bedarf und Geschmack eine Methode für sich verwendbar zu machen, sodass sich immerhin ein individueller Wert dieses Werkchens ergeben mag.

Im dritten Abschnitt dieser Darstellung unternahm ich es, die Kryptographie von einem bis jetzt wohl nicht berücksichtigten, nämlich vom graphologischen Standpunkt aus zu betrachten, indem ich durch feststehende Grundsätze der Graphologie einen Wert derselben für die Entzifferung, Verbesserung, sowie Neubildung von Geheimschriften nachzuweisen versuchte."

Wie den Lesern der „Graphologischen Monatshefte" bekannt ist, hat Schneickert bereits 1899 (vgl. „Graphologische Monatshefte" Nr. 4 und 5) als Erster die Graphologie bei der Lösung kryptographischer Fragen zur Anwendung gebracht. Das vorliegende, umfassende Werk wiederholt und erweitert die dort gebotene Arbeit. In interessanter und anregender Weise bietet es eine sehr gründliche und übersichtlich systematisierte Darstellung der gesammten Geheimschriften-Kunde.

Schneickert hat seinen Stoff in drei Abschnitte geordnet, welche wiederum in eine grössere Anzahl von Kapiteln zerfallen.

I. Geheimschriften mit Hilfe der Buchstaben und Ziffern. Allgemeine Regeln über Anwendung einer Geheimschriftsmethode. Buchstabenchiffriermethoden (19 Methoden). Zahlenchiffriermethoden (6 Methoden). Punktiermethoden (3 Methoden).

II. Geheimschriften mit Hilfe anderer Zeichen. (6 Kapitel).

III. Kryptographie und Graphologie. (5 Kapitel).

In einem Anhange bietet Schneickert schliesslich noch drei neue Geheimschriftmethoden, nämlich die Orthographiechiffre, die Referatchiffre, die Reduktionsmethode.

Wir empfehlen das reichhaltige Werk unsern Lesern aufs Beste. H. H. B.

Fluri, Ad. — Konrad Justingers Handschrift. — (In „Anzeiger für Schweizerische Geschichte" 1899. Nr. 1 und 2. Separat-Abdruck 14 Seiten.)

Mit besonderer Freude berichten wir über diese kleine, aber wissenschaftlich höchst wertvolle Arbeit, denn sie ist ein neuer Beweis für die bedeutungsvollen Förderungen, welche die anderen Schriftwissenschaften durch die Berücksichtigung der graphologischen Forschungen erhalten werden. Fluri führt nämlich einen durchaus gelungenen Handschriften-Identitätsbeweis zwischen einer im Jahre 1423 von dem Berner Stadt-Chronisten Konrad Justinger geschriebenen Quittung und der zwar seinen Namen tragenden, aber ihm vielfach abge-

sprochenen „Stadtchronik". Dieser Beweis hat zunächst nur für den Schweizer Historiker Wert. Da jedoch die Beweisführung nach der von der Graphologie aufgestellten Forderung der Handschriften-Identitäts-Untersuchungen vorgenommen wurde, so hat die Flurische Arbeit noch eine besondere Bedeutung sie zeigt nämlich den Historikern, Diplomaten und Paläographen zum ersten Male praktisch die grosse Bedeutung der graphologischen Prinzipien für die Lösung von historisch-paläographischen Problemen. Wir hoffen und wünschen, dass der Autor auf dem neu betretenen Wege weiter schreiten möge und zweifeln nicht, dass er mit Hülfe seines graphologischen Verfahrens noch viele für die Geschichtsforschung wichtige Fragen endgültig beantworten wird.

H. H. B.

Bibliographie.

(Eingesandte Kataloge.)

1) Friedrich Cohen, Antiquariat in Bonn. Catalog 99. Autographen-Sammlung Alexander Posonys in Wien III. Deutsche Dichter und Schriftsteller seit Goethe's Tod. (1900. 84 Seiten).

2) Anton A. Schwarz, Graz I., Hofgasse 7. Verzeichnis von Autographen aus dem Nachlasse des Grafen Viktor Wimpffen. I. Abteilung: Fürstenhäuser, Staatsmänner, Krieger. (1900. 75 Seiten). II. Abteilung: Gelehrte und Schriftsteller. (1901. 59 Seiten).

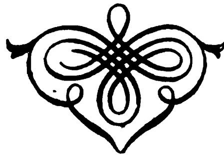
3) Emil Hirsch, Antiquariat in München. Katalog 21. Autographen. (32 Seiten).

4) R. Levi, Antiquariat in Stuttgart. Katalog Nr. 133. Verzeichnis einer interessanten Sammlung von Autographen. (20 Seiten).

5) Eduard Fischer von Roeslerstamm, Rom, via Nomentana 32. Siebentes Verzeichnis von Doubletten aus seiner Autographen-Sammlung. (1901. 12 Seiten).

6) F. Perrella, Napoli. Museo 18. Catalogo Nr. 20. Autographi etc. (1900. 34 Seiten).

7) Lucien Bodin, libraire. Paris 43, Quai des Grands-Augustins. Catalogue de livres d'occasion anciens et modernes rélatifs aux sciences occultes etc. Nr. VI—IX.



daktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München

Zu Preyer's „Psychologie des Schreibens".

Notizen und Verbesserungen des Autors in seinem Handexemplar.

Von **Hans H. Busse.**

Der graphologische Nachlass Prof. Preyer's befindet sich bekanntlich*) im Besitze der D. g. G. Als wichtigsten Bestandteil enthält er Manuscript, Correctur-Abzug und Handexemplar der „Psychologie des Schreibens". Einer späteren Darlegung bleibe vorbehalten die Mitteilung wesentlicher Differenzen zwischen dem Manuscript und der im Druck vorliegenden Gestalt des Preyer'schen Werkes. Gegenwärtig geben wir zunächst eine Zusammenstellung aller Eintragungen Preyer's in das brochierte Handexemplar, welches er auf der Umschlagseite oben mit der Aufschrift; *„erh. 4./4. 95 W. Preyer"* versah. Die Eintragungen sind meist mit Tinte gemacht; die Bleistift-Eintragungen sind in der folgenden Aufzählung durch einen vorgesetzten Stern gekennzeichnet.

* Seite 2, links neben dem vierzeiligen Facsimile „L. W. Herzlichen Dank etc.": *andere Probe.*

* Seite 5, rechts neben dem dreizeiligen Facsimile: *Orig. besser.*

Seite 7, Zeile 8. Zwischen „bei" und „Raphael" wird eingefügt: *Tizian.*

Seite 12, Zeile 18. Hinter „Buchstaben" wird gesetzt: *und Interpunktionszeichen.*

Seite 12, Zeile 3–6. „Nicht selten" bis „Punkten vor" wird zwischen Zeile 18 und 19 eingefügt.

Seite 12, Zeile 19 und 20. Für „Punkte und andere" wird gesetzt: *alle.*

Seite 12, Zeile 27. Hinter „stehen" wird eingefügt: *(Paragraphie).*

Seite 13, Zeile 1. Das *s* von „welches" fällt fort.

Seite 13, Zeile 3. „Z. B." fällt fort.

Seite 13, Zeile 5. Zwischen „Bildung" und „beruht" wird eingefügt: *als auf Vergesslichkeit oder Zerstreutheit.*

* Seite 14, Zeile 5. *und* wird vor „des kleinen v" gesetzt.

Seite 14, Zeile 5. „und das u" fällt fort.

Seite 16, Zeile 8. Hinter „Buchstaben" wird eingefügt: *(Tafel III.)*

* Seite 19, Zeile 11. Hinter „vorkommen" wird ein Punkt gesetzt; der frühere Schlusssatz bis Zeile 21 erhält folgende Fassung: *Bei* den eckigen Handschriften mit sehr wenigen Kurven *ist* die Anzahl derselben *wichtiger* als *der Radius der* Krümmung.

---

*) Vgl. „Berichte der D. g. G." 1897, S. 128.

Seite 23, Zeile 19 wird gestrichen und dafür gesetzt: *die Grundstriche an falschen Stellen plötzlich aus den Haarstrichen hervorgehen:*

Seite 23, Zeile 4 von unten. Hinter „sind" wird ein Komma gesetzt; die Worte der folgenden Zeile „stets nach rechts geneigt" kommen auf die zweit-unterste Zeile vor „in ganz" unter Einfügung eines Kommas; die Klammern in Zeile 3 und 2 fallen fort.

Seite 24, Zeile 4 von unten. Für „Leonardo da Vinci" wird gesetzt: *Einarmigen.*

Seite 26, Zeile 14 von unten. Statt „Versuchen": *Vor*versuchen.

Seite 27, Zeile 19 von unten. Zwischen „zeigen" und „bald" wird eingefügt: *dann.*

Seite 28, Zeile 3. Die Anführungshäkchen werden von „v" und „w" gestrichen.

Seite 30, Zeile 9. Statt „Wörterzerlegung": *Zerlegung der Wörter.*

Seite 30, Zeile 10. Statt „dieselben": *diese.*

Seite 30, Zeile 17. „Wie" wird gestrichen und „in" mit grossem *I* angefangen.

Seite 30, Zeile 18. Hinzugefügt wird nach Streichung des Punktes: *sind diese Zwischenräume nicht viel grösser, als in dem gedruckten Text.*

* Seite 31, Zeile 1. Komma zwischen „Wörter" und „und".

* Seite 31, Zeile 2. Komma zwischen „Buchstaben" und „weit".

* Seite 31, Zeile 7. Komma zwischen „Wörter" und „und".

* Seite 31, Zeile 8. Komma zwischen „staben" und „nahe".

Seite 31, Zeile 11. Hinter „Namenszuges" wird gesetzt: *, d. h. der Paraphe,*

Seite 31, Zeile 15. »d. h. der Paraphe" wird gestrichen.

Seite 31, Zeile 16 und 17. „um eine Nachahmung und Fälschung zu erschweren," fällt weg.

Seite 31, Zeile 19. Zwischen „Punktes" und „hinter" wird ein Komma eingefügt.

Seite 31, Zeile 15 von unten. „Auch" fällt fort.

Seite 32, Zeile 9. Komma hinter „sie".

Seite 32, Zeile 10. Komma hinter „Unterricht".

Seite 32, zwischen Zeile 11 und 12. Randbemerkung links: *NB.! Zwischenraum.*

* Seite 33, Zeile 2 und 3. „Kon-stante" fällt fort.

* Seite 33, Zeile 10 von unten. Hinter „Besonderheiten" wird eingefügt: *zunächst.*

Seite 41, Zeile 8. Statt „Kombiniert" wird gesetzt: *Schreibt*

Seite 41, Zeile 8. Statt „mit der Spiegelschrift," wird gesetzt: *von rechts nach links,*

Seile 41, Zeile 14. Zwischen „das" und „Papier" wird eingefügt: *auf dem Tische liegende*

Seite 41, Zeile 14. „umdrehte und im durchfallenden Lichte las" wird ersetzt durch: *um 180° drehte,*

Seite 41, Zeile 16. Hinter „umgekehrt" wird eingefügt: *, d. h. mit dem oberen Rande unten,*

Seite 41, Zeile 24. Nach „Schreibens" wird hinzugefügt: *Specielle Fälle consequenter Anwendung dieser Schreibweise sind selten. Ich fand ein Buch von Lionardo da Vinci*

im Britischen Museum so geschrieben. Der Schrift und den Zeichnungen desselben kann man jedoch nicht ansehen, ob sie mit der rechten oder der linken Hand hergestellt wurden.

Seite 45, Zeile 5. „Schriftzeichen" und „Handbewegungen" werden umgesetzt, so dass der Text lautet: „Handbewegungen, d. h. Schriftzeichen,"

Seite 53, Figur, letzte Zeichnung des vierten Abschnittes. Statt 165 ist gesetzt: *123*

Seite 107, Zeile 6 von unten. Nach „sogar" wird hinzugefügt: *in seiner Phantasie*

Seite 107, Zeile 4 von unten. Nach „Instinkt," wird hinzugefügt: *im Augenblick der höchsten Gefahr*

Wie die Uebersicht dieser handschriftlichen Verbesserungen Preyer's zeigt, beziehen sich dieselben fast ausschliesslich auf Kapitel I und II und sind auch mit wenigen Ausnahmen nur unwesentlicher Natur. Trotzdem scheinen diese wenigen Correcturen nicht das Ergebnis einer einmaligen, sondern einer mehrmaligen und nur langsam vorschreitenden Lekture gewesen zu sein. Es finden sich nämlich oben auf den Seiten 1, 3, 4 kleine Bleistift Häkchen und an den Rändern von Kapitel I - III (S. 1—55) häufig kleine horizontale Bleistift-Striche, welche vielleicht als Zeichen der vorgenommenen Durchsicht betrachtet werden dürfen Die horizontalen Randstriche stehen stets nach einem Absatz und zwar auf folgenden Seiten: 6, 8, 10, 11, 13, 15, 16, 17, 19, 21, 22, 24, 28, 30, 31, 32, 36, 39, (41,) 42, 43, (44,) 49, 52.



Hans Thoma.

Von **Isabella Ungern-Sternberg.**

Dem ersten flüchtigen Blick schon verraten des Künstlers kräftige eigenartige Schriftzüge einen specifisch deutschen Mann, deutsch gleich der dunklen Schatten und süssen Blütenduft spendenden Linde, deutsch wie Luther und Beethoven. Im Gemüts- und Willensleben liegt, was ihn mit diesen zwei Grossen verbindet. Gemeinsam ist den Dreien das schwere Geblüt, die melancholische Ader, der beschauliche Ernst. Die Schritt ist schwer und eckig, weist hin und wieder unbeholfene Formen und sinkende Zeile auf — eine dunkel gestimmte Nachhaltigkeit des Erlebens bekundend, die bis zur Schwerfälligkeit sich steigern kann. Das ist ein wesentlicher Zug des Deutschtums, der mannigfach dichterisch Verkörperung erfuhr; man denke etwa an Parcival oder an den Michel des Volksmärchens.

Und das sehen wir aus den Werken dieses Mannes: trotz seines grossen Talentes wurde ihm nichts geschenkt. Sein Können ist mit zäher Geduld errungen. Rasches Auffassen und flüssiges Wiedergeben ist nicht seine Art. Langsam nimmt er Eindrücke in sich auf, lässt sie reifen, tränkt sie mit seinem eigensten Fühlen und allmählich erst gewinnen sie künstlerische Form: so etwa dürfte der Wachstumsvorgang im malerischen Schaffen Thomas zu denken sein. Oberflächlichkeit und spielerisches Wesen sind ihm völlig fremd. Mit gemütsreicher Treue und Innigkeit haftet er an den Eindrücken der ersten Kindheit. Er ist der berühmteste Vertreter der Heimatskunst. Er nähert sich der Vollkommenheit am meisten und rührt uns am tiefsten, wo seine Meisterschaft sich erweist an Natur und Menschenschlag des Schwarzwaldes. Mit diesem ihm teuren Boden ist er eines in Sprache, Sitte und Glauben. All' seine Gestalten bringen jene Treuherzigkeit, Sinnigkeit und Unbeholfenheit zum Ausdruck, welche ein Erbteil der Väter ist. Am wohlsten ist ihm, wo er sich einspinnen darf in die Darstellung ländlicher Verhältnisse, in die Reize der Höhen und Thäler, der Städtchen und Weiler, über die sein Pinsel einen idyllischen Zauber verbreitet. Er wird die knorrige Art und Weise, die Härten und Kanten deutscher Mannhaftigkeit niemals los. Und wenn er sich davon frei zu machen sucht, gereicht es ihm nicht zum Heil. Griechische Mythenwelt gleich Böcklin zu verkörpern ist ihm versagt. Die Satyrn, Nymphen, Tritonen, Okeaniden, die uns bei jenem so wunderbar anmuten als notwendige Beseelung der Landschaft, als Ausfluss der Lebenslust und Sinnenfreude, erscheinen bei Thoma als unorganisch, willkürlich, wo nicht gar als geschmacklos. Er vermag diese Lebewesen nicht als selbstverständlich hinzustellen, weil sie seiner urdeutschen Weise fernliegen.

Seine Schrift ist der getreue Spiegel eines begrenzten Schönheitssinnes. Es treten neben vielen schönen nicht wenig schwerfällige, ja selbst unebenmässige und groteske Bildungen auf. Das Gesamtbild ist nicht eine erreichte, sondern mühsam angestrebte Harmonie — Begleiterscheinung des Ringens einer edlen Seele, die sich niemals genugthut.

Wenn er mit seinem Schaffen im heimatlichen Kreise bleibt, dann treten seine Vorzüge aufs Schönste ans Licht. Dazu gehört jene liebevolle Vertiefung in Einzelheiten — eine Andacht zum Kleinen möchte ich es nennen — deren rührende Innigkeit an altdeutsche Meister, an Cranach und Dürer gemahnt. Hier ist niemals blos Nachgeahmtes oder Anempfundenes, hier ist eine seltene und kräftig gefärbte Ursprünglichkeit. Seine Eigenart steht fest, obschon oder vielleicht weil er sie trotz mancher Abweichung mühsam herausgearbeitet hat. Im Einklang damit überwiegt in seinen Werken der Gemütsinhalt über die nur formale Schönheit. Selten nur geht eines im andern ohne Rest auf; daher denn auch seine Kunst mehr characteristisch als schön, mehr originell als formvollendet zu nennen ist.

Seine Handschrift ist reich an unvermittelten Gegensätzen. Die Züge sind bewegt und von stark eigentümlichem Gepräge. Die vollen Schlingen deuten auf Einbildungskraft. Linkslage der Hauptrichtungen und Winkelreichtum zeigen an, dass herbe Selbstbeherrschung ein Ausarten in Phantastik verhindert. Strichbreite, Eckigkeit, Verknotungen und eine Reihe anderer graphischer Merkmale bekunden bedeutende Energie. Wir vermissen als Ausdruck der Thatkraft einzig die ansteigende Zeile, was mit dem Mangel an Ehrgeiz und Leichtlebigkeit zusammenhängt. Die Willenskraft geht vor allem nach der Seite der Ausdauer, Zähigkeit. Wer so schreibt, mag wohl mit vielartigen inneren Hemmungen lange zu kämpfen haben, bevor ihm Entscheidung wird (diese Hemmungsgruppe fasste ich oben in dem characterologischen Begriff der Schwerfälligkeit zusammen), dann aber begnügt er sich nicht mit nur Gedanklichem: er setzt thätlich ins Werk, was er für richtig erkannt hat. Wir haben es mit einem entschlossenen Menschen zu thun, wie auch besonders noch die nicht selten keulenförmigen Druckverteilungen verraten. Kraft sich auf einen Gegenstand des Wollens oder Denkens unbeirrbar und unablenkbar zu concentrieren, spricht überdies aus den kurzen dicken horizontalen Strichen, die z. B. das U-Zeichen ersetzen. Zudem ist die Schrift verbunden und weist viele äusserst spitze Winkel an der Basis der Kleinbuchstaben auf. Wir sehen daraus, dass in diesem vielstimmigen Konzert der Willenskräfte auch nicht Eigensinn, Starrsinn fehlen. Bei geringerer Intelectualität liefe ein solcher Charakter Gefahr, zum Querkopf auszuarten. Schliesslich besteht auch noch die Tendenz, zu herrschen, practisch wie ideell Einfluss zu üben. Das zeigen die kräftigen und hochgestellten T-Querstriche und die merkwürdig gebildeten h. Der Schluss-Strich verläuft horizontal und ist oft auch noch keulenförmig gestaltet. Aber nie ist diese Tendenz in ehrgeiziger oder eiteler Weise auf äussere Erfolge, auf Würden, Aemter oder materiellen Erwerb gerichtet. Aus Tiefen des Gemütes wird hier das Selbstbewusstsein genährt, das freilich bis zum Stolz entwickelt ist. Das M ist zwar nur mässig abgestuft, was mit dem sesshaften Charakter der ganzen Schrift in Einklang steht. Die Unterschrift aber ist um ein Drittel vergrössert, das H ist gespreizt, in ‚Thoma' giebt der T-Querstrich Anlass zur Ueberstreichung

Den 15 April 18[illegible].

Hochverehrte Frau!

Hier übersende ich Ihnen ein paar Proben meiner Handschrift wie ich es Ihnen an dem Abend bei Frau Kessler zugesagt habe.

Wir sind eben am Hinziehen nach Oberursel u. gehen morgen dorthin.

Mit herzlichsten Grüßen u. hochachtungsvoller Verehrung

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Da die Schrift bei grosser Gebundenheit und verhältnismässiger Einfachheit offene o und a aufweist und sich sowohl von starken Zuspitzungen der Schlussrichtungen als auch von jenen kurzen linksläufigen Hinzufügungen fernhält, die man Egoismushäkchen zu nennen pflegt, so dürfen wir Mut, Wahrhaftigkeit, Treue, Uneigennützigkeit, kurz diejenigen Züge festlegen, welche im socialen Leben als Vorzüge erscheinen und jemanden zum vortrefflichen Vater, Gatten, Freunde disponieren. Zugleich giebt uns die Schrift Handhaben, um gewisse Rückschlüsse zu thun auf den inneren Entwicklungsgang, den Thoma in der Beziehung genommen hat. Rundungen ersetzen häufig die oberen Winkel der Fracturschrift und deuten einige äussere Sanftmut an, die im Kampf mit ursprünglicher Schroffheit errungen wurde. Weniger Leidenschaften als übergrosse Härten und Starrheiten dürften in der Jugend dieses Mannes die zu überwindenden ,Untugenden' gewesen sein. Auch die linksschräge Lage bezeichnet Selbstvergewaltigung. Von gewonnenen Siegen zeugt die Unterschrift, die mit ihren beherrschten und festen Formen Gleichmut, Festigkeit und schönes Maasshalten ausdrückt.

Die starke Willenskraft verbunden mit erheblicher Phantasie muss dem Schaffen des Künstlers günstig sein. Ebenso die Lebhaftigkeit seines Geistes, die an der Weite sichtbar wird, innerhalb deren der Neigungswinkel der Kleinbuchstaben schwankt. Dagegen spielt genaue Beobachtung eine geringere Rolle. Die Schrift ist verhältnismässig gross und die Worte werden selten zum Ende hin kleiner. — Damit in guter Uebereinstimmung sind seine Werke vorzüglich bedeutsam um der subjectiven Stimmung willen, welche er über ein Stück angeschauter Natur verbreitet. Dies unterscheidet ihn streng von der Nüchternheit krasser Realisten, die sich damit begnügen, die Natur einfach abzuschreiben. Um deswillen ist er auch ausserstande, eine andere Landschaft malerisch wiederzugeben, als mit welcher seine Eigenart congenial ist. Wo er das Sonnenland Italien durch das trübe Medium seiner nordischen Einbildungskraft darstellt, da giebt es keinen guten Klang.

Mir hat es den Anschein, dass in dieser deutschen Natur vieles auf Vererbung zurückzuführen ist. So nämlich deute ich die vielen linksläufigen Bogen (Siehe H und T der Unterschrift.) Da ich hiermit etwas für die meisten ganz Neues sage, so will ich die Gelegenheit benutzen, ein graphologisches Problem zu berühren, das sich gerade an den Schriftzügen Thomas aufs Beste erörtern lässt.

Nach der von Héricourt zuerst aufgestellten, von Crépieux-Jamin weiter verfolgten Scheidung und Auslegung ist in der Handschrift vorherrschend rechtsläufige Tendenz ein Zeichen für Thätigkeit, Altruismus, Bildung, Intelligenz und weiterhin Vervollkommnungsfähigkeit, Redlichkeit — vorherrschend linksläufige für Unthätigkeit, Unintelligenz, Unbildung, Langsamkeit, Zurückhaltung, Egoismus. Bei aller Hochschätzung der Verdienste Crèpieux-Jamins kann ich mich doch mit einer so summarischen Behandlung dieser beiden Allgemeinmerkmale nicht einstimmig erklären. Höchst wahrscheinlich können die inneren Ursachen zumal der linksläufigen Tendenz ganz verschiedene sein, sodass garnicht in jedem Fall auf die gleiche Charaktereigenschaft geschlossen werden darf. — Zunächst scheint das Werturteil, welches ziemlich allgemein der Rechtsläufigkeit günstig, der Linksläufigkeit abhold ist, in einem Zuge des

Zeitalters seinen Grund zu haben. Es hängt zusammen mit einer Ueberschätzung einerseits des Altruismus im Gegensatz zu berechtigter Eigenlebigkeit, andrerseits des fieberhaften utilitarischen Arbeitseifers. — Ferner vergisst man bei der summarischen Auslegung der Linksläufigkeit, dass die mehr oder minder gesicherte Deutung anderer Merkmale, zu deren Erzeugung linksläufige Federführung unerlässlich ist, mit ihr im Widerspruch steht. Dahin gehören die weiten Schlingen, welche Phantasie anzeigen, der kein Künstler, aber auch kein Lebenskünstler entraten kann. Eine durchaus nur rechtsläufige Schrift wäre in ihren Schleifen zugleich arm und verkümmert. Sie wäre Spiegelung unanständiger schwitzender Eilfertigkeit — graphische Selbstdarstellung eines Business-man von „philanthropischer" Gesinnung im Bunde mit äusserster Nüchternheit. Wo bleibt dieser atemlosen Hast des Geniessens und Erwerbens das schöne antike „otium cum dignitate", jenes durchaus aristokratische Ideal, auf dem die edelste Geselligkeit beruht; wo das Auskosten der Einsamkeit mit den Stimmungswerten der Contemplation und Träumerei? — Dahin gehört der ebenfalls linksläufige, schwungvoll gerundete Anstrich, der Humor, gute Laune, Behagen ausdrückt, und welcher bei Frauen bezeichnender Weise mit den Beschwerden der Schwangerschaft zu verschwinden pflegt*) — Eine Bedeutung allgemeiner Art kommt zweifellos allen linksläufigen Zügen zu. Sie drücken in unserer von links nach rechts verlaufenden Schrift unter allen Umständen eine „Verlangsamung des

*) Anmerkung der Redaction. Noch eine Reihe anderer Merkmale sind linksläufiger Natur, ohne in jene unbrauchbare Gesamtauslegung einbeziehbar zu sein. Wir nennen die kleinen im spitzen Winkel angesetzten Hinzufügungen (mit dem nach obenrechts verlaufenden Schluss-Strich einen Haken bildend), in denen Hartnäckigkeit, Zähigkeit und gelegentlich Eigensinn graphisch zum Ausdruck kommen. Ferner wenn sie als primäre Schrifteigenschaft auftreten: überwiegende Unterlängen, welche das Vorherrschen practisch-materieller Interessen bezeichnen. Ferner Zuschliessungen aller Art, da sie stets aufgefasst werden können als Bereicherung der vorschriftsmässigen Formen um eine linksläufige Hinzufügung. Man weiss aber, dass die in ihnen sichtbar werdende Verschlossenheit weder notwendig aus Egoismus entspringt, noch etwa mit Unthätigkeit verbunden sein muss. — Aber nicht einmal auf die nach obenlinks umfliegenden Schlussrichtungen ist die Crépieux'sche Deutung allgemein anwendbar. Dieselben können in gewissen unverbundenen Steilschriften als Teildarstellung jener äussersten Gefühlsintuität fungieren, der jeder Buchstabe zum kreisartig in sich selbst verschlossenen Gebilde wird. — Ausserdem wollen wir vorgreifend anmerken, dass die „Verlangsamung

Tempo“ aus, indess die rechtsläufigen eine Beschleunigung desselben begleiten. Man sieht aber sofort, dass jenes wie dieses aus sehr verschiedenen Ursachen geschehen kann. Wenn man unter den psychischen Bedingungen der Rechtsläufigkeit mit Recht logisch folgernden Verstand und die Neigung zu geistigem Fortschreiten hervorzuheben pflegt, so vergesse man doch auch nicht, dass künstlerisches Empfinden und Schaffen ohne die durch linksläufige Curven gekennzeichnete „Dauer im Wechsel“ nicht wohl denkbar ist. Denn mehr als im sonstigen Thun spielt im künstlerischen die Versenkung in Welten der Erinnerung eine Rolle. Und in höherem Maasse sind für den Künstler solche Fähigkeiten unentbehrlich, die durch lange Uebung unbewusst geworden und, wie man sagt, in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die letzteren hat man wohl als unbewusste Erinnerung bezeichnet und damit zugleich das umfasst, was als angeborene Disposition aus Eigenarten der Vorfahren herleitbar erscheint und das seelisch-körperliche Erbteil eines Menschen ausmacht. Dieses muss vorzüglich im Künstler gross sein, da er im Gegensatze zum Selfmademan sein Bestes durch Ausgestaltung und Bewusstmachung geschlechterlang vorbereiteter Gefühle und Kulturwerte gewinnt.

Genaueres Studium der linksläufigen Formen hat mich zu folgenden Schlüssen geführt.*) Sofern diese retardierende Bewegung sich in ästhetischen Grenzen hält, keine Complikationen, sondern Umbildungen hervorbringt, müssen wir ein ästhetisches Element darin erkennen. Die Zeichen der Erinnerung, der Contemplation, des Humors, der lyrisch gefärbten Einbildungskraft prägen sich in der linksläufigen Bewegung aus. Vornehmlich hat mich die Vergleichung mancher Künstlerschriften, so François Coppée, Théodore de Banville, Goethe und Hans Thoma gelehrt, dass die eine linksläufige Form der Rückbiegung (die am h zugleich eine Vereinfachung ergiebt) in künstlerischer Hinsicht bedeutsam erscheint. Die genannten Künstler haben sie miteinander gemein. Noch in einer anderen linksläufigen Form, dem Ansatz zur Volute, stimmen französische und deutsche Lyriker überein. Höchst interessant ist in der Beziehung Goethes Niederschrift der „Elegie aus Marienbad“, die mit Recht das Hohelied der Erinnerung genannt werden kann. In der geneigten kräftigen

des Tempo“ noch andere Schrifteigenschaften zur Folge hat, z. B. das Engerwerden der Schrift, in dem man jedoch eher Anzeichen für Mässigung, Schüchternheit, Sparsamkeit als für Unbildung und Egoismus zu sehen beliebt. — Wir begrüssen es lebhaft, dass die Verfasserin des Thoma-Aufsatzes mit ihrer Kritik der Linksläufigkeit dazu beiträgt, die „Zeichen“-Graphologie zn erschüttern. Wir werden nicht müde zu betonen: es ist keineswegs selbstverständlich und sehr oft unrichtig, dass mehr oder weniger allgemeine Handschriftmerkmale, die auf Grund zunächst einer blossen Betrachtung der Formen und erst in zweiter Linie der erzeugenden Bewegung aufgefasst werden, psychischen Einheiten entsprechen. Ein und dieselbe Umformung ein und derselben Buchstabengruppe kann im Zusammenhange dieser Handschrift Teilerscheinung einer ganz anderen Charaktereigenschaft sein als im Zusammenhange jener. Entscheidung ist in jedem Einzelfall nur möglich an der Hand (deductiv herleitbarer) Gesetze des Zusammenvorkommens der Merkmale. Wir verweisen wiederholt auf die bezüglichen principiellen Ausführungen in den „Graphologischen Monatsheften“ 1900, Heft 1|2, Seite 26—30. Heft 9|10, Seite 89, 92, 95.

*) Depoin hat in seiner Theorie der „Bewegung der Schrift“ für die vier in derselben vorkommenden Curven vier termini technici geschaffen, auf die ich zu besserem Verständnis des folgenden hinweise.

Zwei sind rechtsläufig.	Zwei sind linksläufig.
1. Courbe = Curve. Siehe Anstrich des *A*	3. Volute = Volute. Siehe obere Curve des *D*
2. Panache = Bogen. Siehe oberen Teil des *B*	4. Repli = Rückbiegung. Siehe untere Curve des *J*

Schrift Goethes offenbart sich der Lyrismus in den senkrecht aufsteigenden, nach links gekehrten Curven. Die Erinnerung in ihrer Eigenschaft als verlangsamende, in die Vergangenheit gekehrte Phantasie wird insbesondere gekennzeichnet durch die charakteristischen langen Rückbiegungen am d, g, h, deren Strichbreite zugleich die Intensität des Gefühles verbürgt. Diese rückwärts schweifende Einbildungskraft ist durchaus individuell, subjectiv gefärbt, was ersichtlich ist aus der Verbindung des genannten Merkmals mit dem gleitenden Schriftductus und der bedeutenden Schräglage des Neigungswinkels, zwei Merkmale, die in diesem Zusammenhange feurige Empfindung und ein Sichgehenlassen in den Grenzen der schönen Form verraten. — Es leuchtet ein, dass alle Aufstellungen Crépieux' (Unintelligenz, Unthätigkeit, Egoismus etc.) angesichts dieser Erscheinungsformen der linksläufigen Bewegung: der „Rückbiegung" und dem „ersten Ansatz zur Volute" hinfällig werden. — Wir sehen hier eine Lücke in unserer Wissenschaft, die durch eine gründliche Monographie der linksläufigen Schrift ausgefüllt werden muss.

Bei Thoma nun begegnen wir dem linksläufigen Element als Rückbiegung in einer nichts weniger als flüssigen Schrift. Diese durchaus originellen Rückbiegungen finden ihre schärfste Ausprägung im H und T des Namens und weisen mir hin auf sehr fest wurzelnde, erblich bedingte Züge. Michon sprach Aehnliches schon vor einem Vierteljahrhundert aus und meine vergleichende Beobachtung an eigenen und fremden Unterschriften hat es durchaus bestätigt. Solche Rückbiegungen in solchem Zusammenhange verraten eine bis zur Querköpfigkeit entwickelte Geneigtheit, in Brauch und Meinung am Ueberkommenen festzuhalten. Derartigen Naturen eignet kräftige Unmittelbarkeit in Pro und Contra, in Ja und Nein — eignen starke Instincte, die sich vielfach passiv äussern mit rückwärts gewandtem Blick, mit dem Festhalten an Vätersitte und Glauben. Thomas erbbedingte Unmittelbarkeit gestaltet sich aber typisch objectiv, da sie des lyrischen Elementes, der auf das eigene Ich zurückführenden Betrachtung gänzlich ermangelt. Nirgendwo begegnen wir der aufsteigenden Curve mit dem Ansatz zur Volute. Seine Kunst ist nicht lyrisch und sucht ihr Object ausserhalb der eigenen Individualität. Sein Geist schaut und gestaltet, was so seine Vorfahren seit Jahrhunderten schauten. Die grosse und beständige Strichbreite der Rückbiegungen bürgt uns für die Tiefgründigkeit und Beständigkeit der alemannischen Vererbung, die stand hält trotz der verfeinerten Empfänglichkeit Hier haben wir die künstlerische „Dauer im Wechsel", der kein Künstler — auch nicht der Neues Erschliessende — ganz entbehrt.

Wie haben wir uns Thoma im Verkehr zu denken? — Aus dem Vorhergehenden erhellt zur Genüge, dass er nicht der Held der Salons und der lauten Feste ist. Schwerflüssig trotz seines lebhaften Geistes wird er in grösserer Geselligkeit gebunden und wortkarg erscheinen. Wo aber der vertraute Freundeskreis dem phantasievollen Manne die Lippen entsiegelt, da mag er, einmal in Feuer geraten, von seinem Besten mitteilen. Doch sind solche Stunden der Mitteilung nicht allzu häufig Ihm liegt mehr die unausgesetzte Arbeit, die stille, liebevolle Betrachtung, als der Zauber des Redeflusses. — Für das Verständnis französischen Wesens mangelt ihm jede Empfänglichkeit. Nie und nimmer könnte er, der knorrige, tiefgründige Deutsche, je in Paris populär werden. Denn er ermangelt durchaus jener Leichtigkeit und Frivolität des Geistes, die als „esprit"

so vielfach überschätzt wird. Thoma ist, um mit Nietzsche zu reden, nicht zum „Tänzer“ geboren.

Nicht wie der Schaum der Champagnerrebe sprüht es in seinen Werken. Wohl aber rinnt uns in ihnen ein Quell steten, ruhigen Genusses, ein Born der Poesie, jenen Wasseradern des Schwarzwaldes zu vergleichen, die von den tannenbestandenen Gipfeln kommend dem müden Wanderer erquickende Labe spenden, ehe sie noch weit unten im Thale fremden Schmack gewonnen haben. — Seien wir dem in langer Verkennung standhaft gebliebenen Meister dankbar! Und wenn seine Freunde in ihrer schwärmerischen Anerkennung des Guten zu viel thun, wollen wir uns dadurch nicht in die Gegnerschaft treiben lassen. Wer des unbefangenen Genusses fähig ist, wird sich jeder Ausschliesslichkeit erwehren und in der Masse des Gebotenen das Vorzügliche zu würdigen wissen. — Menschlich, allzu menschlich freilich bleibt es, dass die meisten sich nur das ganz aneignen, an das sie mit jener liebenden Bewunderung herantreten, die selbst in den Schwächen nur die Kehrseite der Vorzüge wiederfindet.



Die Anfänge der Handschriften-Beobachtung bei Lavater und Goethe.

Von **Hans H. Busse.**

Am Schlusse seiner „Psychologie des Schreibens“ hat Preyer die litterarisch-historische Frage über „Die Anfänge der Graphologie bei Goethe und Lavater“ aufgeworfen. Er tritt hier ein für die, wie er sagt, „verbreitete und noch heute von mir nicht aufgegebene Ansicht“ „dass Goethe es war, der Lavater (vielleicht nur mündlich) veranlasste, auf die individuellen Verschiedenheiten der Handschriften zu achten“. Beweise für die Richtigkeit dieser an sich nicht unwahrscheinlichen Ansicht konnten jedoch nicht erbracht werden.

Nach der bisherigen Anschauung hat Lavater im Jahre 1777 auf S. 110 bis 116 des III. Versuches seiner „Physiognomischen Fragmente“ die ersten Beobachtungen über Handschriften und ihre Deutungen dargelegt. Drei Jahre früher aber hatte er bereits Goethen kennen gelernt und war von ihm in seinen physiognomischen Studien vielfach gefördert worden. Da Goethe nun später Handschriften sammelte und „thatsächlich die Menschen nach ihrer Handschrift beurteilt“ hat, so glaubte Preyer schliessen zu dürfen, dass Lavater von Goethe zu seinen Handschriften-Beurteilungen angeregt wäre. Diese Annahme wurde weder durch Goethes Briefe an Lavater von 1774–1783 (herausgegeben von Heinr. Hirzel, 1833), noch durch Ed. v. d. Hellens Buch „Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten“ widerlegt.

In einer früheren Mitteilung*) haben wir darauf hingewiesen, dass alle bisher bekannten Auslassungen Goethes in die Zeit von 1820–1830 fallen; auch eine Anzahl weiterer, von uns aufgefundener, noch nicht besprochener Aeusserungen sind während der Jahre 1820–1830 entstanden, obschon sie auch Zeugnis ablegen dafür, dass Goethes Sammelinteresse für Handschriften zurückreicht bis in das Jahr 1804. Infolge dieser Thatsache schien uns die Annahme Preyers wenig möglich zu sein.

Kürzlich fanden wir nun in den „Leiden des jungen Werthers“ folgende Stelle**) im Schluss-Absatz der Aufzeichnung vom 4. September:

„. . . Ich bin heute stille, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, dass ich nicht so strudele und sudele wie sonst.“

Hier haben wir eine durchaus richtige Beobachtung Goethes über den Einfluss der Stimmung auf die Gestalt der Handschrift; die aussergewöhnliche

*) Vgl. „Graphologische Monatshefte“, 1900, S. 100 f.

**) Vgl. Goethes Werke. Weimarer-Ausgabe. Band 19. S. 118 f.

seelische Ruhe eines sonst in leidenschaftlich-nervöser Erregung befindlichen Charakters verlangsamt, vereinfacht und klärt die zu anderer Zeit schnelle, unklare und vielleicht auch klexige Handschrift. Goethe mag diese Beobachtung an seiner eigenen Handschrift gemacht haben; wir bezweifeln aber, dass er bereits damals principiell den Parallelismus zwischen Handschrift und Character in seiner ganzen Bedeutung erkannte, denn im ganzen übrigen „Werther" findet sich keine Stelle ähnlichen Inhalts; Gelegenheit hiezu wäre in reichem Maasse vorhanden gewesen. Selbst über die Schriftgestalt jenes Zettels, mit welchem Werther sich die Pistolen erbittet, wird nichts gesagt, obwohl Goethe den bekannten Jerusalemschen Zettel oft und oft betrachtet haben dürfte. Immerhin ist jene eine Stelle von hoher Wichtigkeit. Goethe schrieb den „Werther" im Frühjahre 1774, also vor seiner Bekanntschaft mit Lavater. Aus dieser Thatsache könnten wir wohl mit einiger Berechtigung den Schluss wagen, dass Goethe bereits vor Lavater den physiognomischen Wert der Handschrift bemerkt und dann — wie Preyer annimmt — den Freund darauf hingewiesen hatte. Nun ist uns aber kürzlich ein kleines Buch Lavaters, ein Vorläufer seiner Physiognomischen Fragmente, in die Hände gefallen, welches uns den wahren Sachverhalt festzustellen ermöglicht.

Im Jahre 1772 erschien in Leipzig: „J. C. Lavater, Von der Physiognomik," (80 Seiten), herausgegeben und mit einem Vorbericht versehen von J. G. Zimmermann. Dieses Büchlein enthält die erste physiognomische Abhandlung Lavaters. Er hatte das Manuscript seinem Freunde Zimmermann gesandt, der es ohne Wissen des Verfassers dem Drucke übergab. Zugleich hatte Lavater noch eine zweite Abhandlung geschrieben, die er selbst veröffentlichte unter dem Titel: „J. C. Lavater. Von der Physiognomik. Zweytes Stück, welches einen in allen Absichten sehr unvollkommenen Entwurf zu einem Werke von dieser Art enthält." Dieser Entwurf umfasst 192 Seiten und bietet bereits auf der letzten Seite (Seite 24) der Einleitungs-Disposition folgende Angaben, die wir wegen ihrer historischen Bedeutung genau reproducieren:

Von zufälligen Hülfsmitteln der Physiognomik.

Von der **Handschrift.**

Leserliche.
Feste.
Flüchtige. Stumpfe. Reine. Spitzige.
Abgemessene.
Weitläufige. Enge.
Aufrechte. Liegende.
Reinliche 2c.

Wir haben hier zweifellos die Ausgangs-Beobachtungen Lavaters zu seinen späteren Darlegungen in den Fragmenten von 1777 vor uns.

Wann sind nun diese kurzen, aber für die Entscheidung über die litterarische Priorität Lavaters odes Goethes sehr wichtigen Angaben gemacht? Der Titel des Buches trägt die Jahreszahl 1772 und Lavaters Vorrede ist datiert: „Zürich, den

24. Julius 1774"; eine von diesen beiden Zeitangaben muss unrichtig sein; mit der Beseitigung des Fehlers wird die Prioritäts-Frage entschieden sein.

Lavater trat seine grosse Reise im Jahre 1774, auf welcher er Goethen kennen lernte und vielfach mit ihm zusammen war, am 12. Junius an und kehrte erst Mitte August „in den Schooss der Seinigen zurück".*) Er kann also nicht in Zürich am 24. Julius die Vorrede geschrieben haben. Diese Vermutung wird bestätigt durch eine Notiz in Lavaters 1773 erschienenem Tagebuch;**) am Montag den 16. November 1772 schreibt er hier nämlich: „Ein Packet aus Leipzig kam mit dem zweyten Stücke der Abhandlung über die Physiognomik. . . . . Ich durchblätterte die Abhandlung, lass die Vorrede und die Anmerkungen, erschrack vor einigen aus Versehen ganz leer gelassenen Blättern; . . . ." — Diese Eintragung bezieht sich ersichtlich auf das oben citierte Buch und hiermit ist erwiesen, dass der Druckfehler in Lavaters Datum der Vorrede liegt, welches lauten muss: „Zürich, den 24. Julius 1772." Um diese Zeit aber war der damals 31-jährige Lavater noch in keiner Weise zu dem 23-jährigen Stürmer und Dränger Goethe in Beziehung getreten. Auf Grund dieser Umstände müssen wir also Preyers Vermutung als unhaltbar bezeichnen. Lavater wurde nicht nur nicht von Goethe auf die Handschriften-Beobachtungen gelenkt, sondern er selbst dürfte vielmehr den jüngeren Freund zuerst auf die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter hingewiesen haben. Wohl aber ist nicht ausgeschlossen, dass Goethe an den Handschriften-Darlegungen in den späteren „Fragmenten" einigen Anteil hat. Die Priorität der Handschriften-Beobachtung jedoch oder mindestens die anfängliche Unabhängigkeit von Goethe wird Lavatern nicht mehr bestritten werden können.

Zum Schluss mag unsere Ansicht, dass Goethe von Lavater die erste Anregung zur Handschriften-Beobachtung empfing, durch folgende Momente zwar nicht bewiesen, aber doch wahrscheinlich gemacht werden.

Die beiden Stücke „Von der Physiognomik" aus dem Jahre 1772 waren „das erste, was von Lavaters Schriften über diesen Gegenstand unter die Presse kam".†) Bereits im nächsten Jahre bemühte sich Lavater um Goethes Porträt für seine weiteren physiognomischen Studien; es wurden einige Briefe gewechselt, u. a. schickte Goethe am 26. April 1774 unaufgefordert auch das besonders characteristische Profil eines Steuermannes an Lavater: daraus folgt, dass Goethe bereits vor der persönlichen Bekanntschaft nähere Kenntnis von Lavaters Forschungen haben musste; diese kann er aber nur durch die Publicationen des Jahres 1772 erhalten haben, in denen auch über die Handschrift als ein „zufälliges Hülfsmittel der Physiognomik" disponiert war.††)

---

*) „Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung." Von seinem Tochtermann Georg Gessner. 3 Bände, Winterthur 1802. — II. Bd. S. 120-144.

**) „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst; oder des Tagebuches zweyter Theil, nebst einem Schreiben an den Herausgeber desselben," Leipzig, bey Weidmanns Erben u. Reich. 1773. — S. 37.

†) Vgl. Gessner, Bd. II. S. 107.

††) Im 2. Teile von Lavaters „Tagebuch", welches 1773 erschien, werden auch verschiedene physiognomische [...]kungen gemacht. Die einzige auf das Schreiben bezügliche Stelle datiert vom 9. Januar 1773 (S. 94f.) und lautet: [...] H . . . . kam, wir sprachen vom Schreiben und der Figur der Buchstaben; vom leserlichen Schreiben; und der [...] und Menschlichkeit, leserlich zu schreiben. — Die Leserlichkeit beruhet auf der Distanz der Zeilen; der Höhe [...]ngen Buchstaben und dem Leibe der kurzen."

Mitteilungen.

Litteratur.

Paul Wächtler, „Zur Reform der Schriftexpertise." (Veröff. in dem Unterhaltungsbeiblatt „Didaskalia" des „Frkft. Journal" Nr. 227|1900.)

Als Vertreter der Nichtgraphologen bietet Wächtler dem Leser „Ausführungen eines Schriftkundigen, der sich länger als 10 Jahre mit Graphologie und anderen Disciplinen beschäftigt (und das muss man fast in jeder Veröffentlichnng Wächtlers erfahren!), der in vielen Fällen (also nicht in allen!) mit nur positiven Resultaten als Experte fungierte und sich berufen fühlt, ein entscheidendes (!) Wort zu fällen." Zunächst will der Verfasser ein Bild von dem jetzigen Zustand der forensen Schriftexpertise geben; er trifft auch mehr oder minder gut die richtigen Mängel derselben. Dass die wissenschaftlich gebildeten Schriftkundigen als Experten den Nichtgraphologen in derselben Eigenschaft etwas voraus hätten, bestreitet Wächtler entschieden. „Beide sollen," sagt Wächtler, „das Laienpublikum in Einzelfällen aufklären und können dies nur unter Hinweis auf Schrifteigentümlichkeiten erreichen. Und wenn ich heute die von mir vor Zeiten vertretene Ansicht zur Seite stellen muss, dass Nichtgraphologen zur Schriftexpertise als ungeeignet erscheinen, so thue ich es aus innerster Ueberzeugung und aus Hochachtung vor Personen, die durch scharfsinnige Diagnose Wissen und Können gewisser Graphologen bei weitem übertreffen. Hiermit ist der Beweis (!) erbracht, (Wächtlers Beweise sind stets zum Erstaunen kurz und überzeugend!!), dass die Schriftexpertise kein Produkt des Anlernens allein sein kann, sondern ee ergibt sich das unwiderlegbare Faktum, dass als Basis zum Schriftexperten eine natürliche Veranlagung und eine künstlerische Begabung anzusehen sind und dass die Aussage des Experten den Reflex einer individuell verschiedenen Auffassung und Empfindung vergegenwärtigen." Nachdem wir nun wissen, was für eine Basis ein mit nur positiven Erfolgen thätiger Schriftexperte haben muss, dürfen wir auch die Bescheidenheit der Nichtgraphologen bewundern, indem Wächtler fortfährt: „Während die Nichtgraphologen in bescheidener (!) Zurückgezogenheit verharren, streben die Graphologen darnach, nur akademisch gebildete Kunstgenossen (!) zur Ausübung des Expertenberufes zu qualifizieren. Wenngleich ich gegen diesen Vorschlag im Prinzip nichts einzuwenden habe, so befürchte ich doch, dass die absolut erforderlichen künstlerischen Anlagen (?) nicht jedem Akademiker gegeben sind; anders wäre es selbstredend, wenn für schriftkundige Personen eine akademische Lehrbahn (!) vorgezeichnet werden könnte (dann könnte man die absolut erforderlichen künstlerischen Anlagen wohl lernen oder ganz entbehren?!). Der von den Graphologen indess vorgeschlagene Modus*) dürfte sehr wenig nützen und nach meinem Ermessen sollte man gerade allen (!) Kreisen (also ausser dem Kaufmann auch dem Handwerker?!) die Anwartschaft eröffnen, zumal ja andere Künstler auch nicht immer ihre geniale Grösse (!) vom Vater auf den Sohn vererbt vorfinden oder auf berühmten Akademien nachersetzt erhalten."

Nach dieser nicht in allen Punkten glänzenden Verteidigung der Nichtgraphologen lernen wir den von Wächtler vorgeschlagenen „einzig richtigen Weg zur Erreichung eines sicheren Zieles" kennen.

1. Man sorge für eine staatliche Prüfung. Derjenige, der sich zur Anwartschaft eines Schriftexperten berufen fühlt, erhält eine Anzahl notorisch bekannter Fälle zur Begutachtung, und über den Ausfall dieser Arbeiten entscheidet eine Prüfungskommission, die der Regierung die Kandidaten unter Berücksichtigung der sonstigen Verhältnisse zur Anstellung oder Berufung zu empfehlen hat.

2. Jede gutachtliche Aeusserung muss mindestens einer aus 3—5 (soll wohl heissen „einer aus mindestens 3—5") vereidigten Schriftexperten gebildeten Kommission entstammen, deren Urteil einstimmig gefällt sein muss. Meinungsdifferenzen innerhalb der Kommission können nur negative Urteile ergeben. In jedem Falle, in dem die Kommission ihr Urteil abzugeben hat, muss ein Berichterstatter in unangefochtener Weise zum Vortrag gelangen.

3. Jedwede Hinzuziehung anderer Schriftexperten muss ausgeschlossen werden.

Die Errichtung eines akademischen Lehrstuhles für gerichtliche Graphologie und die staatliche Fachprüfung als Voraussetzung zur Zulassung als Schriftexperte vor Gericht sind aus Busses Reformbestrebungen. Auf die grossen Schwierigkeiten, die eine unvermittelte Neueinrichtung im Staatswesen überwinden muss, will ich hier zunächst hinweisen; einige Vorschläge, welche die jetzigen beklagenswerten Zustände auf

---

*) Darunter versteht Wächtler wohl die seiner Zei von Busse aufgestellten vier Thesen, betr. die „Reform der gerichtlichen Schriftexpertise". (Vgl. Busses „Graphologie und gerichtl. Handschriftenuntersuchungen", Leipzig 1898, S. 34 f.)

dem fraglichen Gebiete zu beseitigen und den Beruf der Gerichtsgraphologen in eine neue bessere Aera überzuleiten geeignet sind, will ich unten äussern.

Dass die Zulassung zur Schriftexpertise nur auf Grund einer bestandenen staatlichen Prüfung möglich sein soll, böte allerdings die beste Zuverlässigkeit der vor Gericht auftretenden Schreibsachverständigen und ich wünsche und hoffe, dass die Erreichung dieses Zieles in nicht allzu ferne Zeit fällt. Aber man darf auch ja nicht die ausserordentlichen Schwierigkeiten der Erreichung desselben verkennen! Einmal giebt es im Staate genug Leute, die Neuerungen grundsätzlich bekämpfen, ein anderer — der grösste — Teil ist für solche ganz indifferent, und nur ein dritter ganz kleiner Teil möchte zwar gern, es wäre besser, rührt sich aber trotzdem auch erst dann, wenn von oben her darauf hingewiesen wird. Unter solchen Umständen dürfte das Verlangen nach eingreifenden Neuorganisationen wenig Aussicht auf Erfüllung haben.

Zunächst muss es genügen, ein Uebergangsstadium herbeizuführen, das in die Frage der forensen Schriftexpertise wenigstens einigermassen Besserung bringt. Wächtlers Vorschläge bedürfen jedoch sehr einer kritischen Prüfung.

Ad 1. Der Verfasser nimmt die Sache leicht, wenn er verlangt: „Man sorge für eine staatliche Prüfung." Wer soll denn dafür sorgen? Man wird dies nur von organisierten Graphologen erwarten dürfen; die Nichtgraphologen können sich eigentlich noch ganz zufrieden fühlen bei ihrem unkontrollierten Gewerbe.

Anregung zu einer Besserung kann mit Erfolg nur einem grösseren Kreise von massgebenden Personen gegenüber geschehen, z. B. könnte eine diesbezügliche Petition an den „Juristentag", wie ein solcher im vorigen Jahre in Bamberg abgehalten wurde, empfohlen werden. Bei dieser Gelegenheit, zu der sich Juristen aller Kategorien einfinden, werden stets Mängel der Gesetzgebung und deren geeignete Abschwächung oder Beseitigung besprochen. —

Ferner spricht der Verfasser nicht näher über die Zusammensetzung der „Prüfungskommission" und dies ist doch gewiss nicht etwas Selbstverständliches. Wer prüft, muss vor allen Dingen selbst geprüft sein! Die Garantie für die Zuverlässigkeit eines Mitgliedes der Prüfungskommission findet der Staat z. B. in dem Ruf, den ein Graphologe als Fachmann, als Autorität geniesst. Einen gewissen Bildungsgang, sowie die vor Gericht erprobte Fähigkeit, ein wissenschaftliches Gutachten abzugeben, wird man als Nachweis verlangen müssen. — Der Prüfungskommission Vorschriften über die Wahl des Prüfungsstoffes machen zu wollen, wie dies Wächtler thut, ist ein ganz laienhafter Vorschlag.

Ad 2. Dass ein Sachverständigengutachten einer aus 3—5 vereidigten Schriftexperten gebildeten Kommission einstimmig ist, wird nicht jedem Richter imponieren und ihn zwingen können, sich dem abgegebenen Gutachten anzuschliessen, da nämlich in unserem Prozessrecht der „Grundsatz der freien richterlichen Beweiswürdigung" besteht. Nach diesem Grundsatz braucht sich die Ueberzeugung des Richters niemals durch die Menge der übereinstimmenden Gutachten beeinflussen zu lassen. Das Gutachten eines einzigen Sachverständigen kann vollständig genügen, um dem Richter eine Ueberzeugung vom wahren Thatbestande zu verschaffen. Unser Prozessrecht gibt dem Richter die Weisung, ein nicht genügendes, d. h. nicht völlig überzeugendes Gutachten demselben oder einem anderen Sachverständigen zur genaueren Kontrolle und Klarlegung der die Ueberzeugung bildenden Thatsachen zurückzugeben. — Dieses sog. Obergutachten kann vollständig hinreichen, dem Richter die nötige Ueberzeugung zu bringen; ein von mehreren Kommissionsmitgliedern zusammengefügtes Gutachten dagegen das übrigens durch das Fehlen einer einheitlichen Behandlung und Ausarbeitung auch seine Mängel hätte, ist ganz unzweckmässig und daher zu verwerfen.

„Meinungsdifferenzen innerhalb der Kommission können, wie der Verfasser sagt, nur negative Urteile ergeben." Sicherlich träten dann auch meistens nur negative Urteile zu Tage; denn wie die Vorgänge vor Gericht ja zeigen, hat man es in der Regel mit Meinungsdifferenzen der Schriftexperten zu thun. Und wer liesse sich in einer Sache, bei der die Möglichkeit und Notwendigkeit exakter Schlussfolgerungen noch vielfach bestritten wird, von seiner eigenen wohlbegründeten Meinung abbringen? Denken wir doch einmal nur an die Schriftexperten im Dreyfus-Prozess. —

Von den drei Forderungen Wächtlers ist die dritte entschieden die beste und richtigste und bedarf keiner näheren Betrachtung.

Was meine oben erwähnte Forderung bezüglich des Uebergangsstadiums betrifft, so bemerke ich folgendes: Die Errichtung eines akademischen Lehrstuhles für Graphologie halte ich zur Zeit noch für verfrüht, da man es immerhin noch mit einer „werdenden Wissenschaft" zu thun hat, von der man nicht gleich erwarten darf, dass sie sich mit einem Schlage zum blühenden Jünglings- und Mannes-

alter emporschwingt. Auch einer Wissenschaft bleibt es nicht erspart, ihr Kindesalter zu durchleben. Ferner fehlt es in ganz besonderem Masse — wie ich oben erklärte — an dem thatkräftigen Eingreifen massgebender Personen; sobald einmal von solchen das Bedürfnis nach Besserung als wirklich dringend empfunden wird, brauchen wir auf Aenderung der Verhältnisse nicht mehr lange zu warten.

Als Mittelweg schlage ich nun vor:

Für einen oder (aus Mangel an geeigneten Schriftexperten) für mehrere bestimmte Gerichtsbezirke stellt das Gericht einen vereidigten „Sachverständigen für graphologische Handschriftenuntersuchungen" auf. Zu etwa notwendig werdenden Nachprüfungen des Gutachtens ist entweder ein zweiter Sachverständiger im Bezirke aufzustellen oder man betraut damit eine „Zentralstelle für wissenschaftliche Gerichtsgraphologie", die sich in der Regel noch mit der Ausbildung wissenschaftlich-graphologischer Hilfskräfte beschäftigen wird. In weiterer Linie muss erklärlicherweise auch eine gewisse Garantie für die Zuverlässigkeit der gerichtlich bestellten Schreibsachverständigen geboten sein. Es muss daher die von Busse geforderte theoretische und praktische Prüfung durch irgendwelche Massnahmen einstweilen ersetzt werden. Die Erfahrung und die gerichtliche Praxis, sowie die Litteratur bieten bis jetzt das beste Zeugnis dafür, wer als Autorität für graphologische Erkenntnisse anzusehen sei. Eine solche Autorität soll also zunächst und vor allen anderen für die Gutachten vor Gericht berufen werden In zweiter Linie sollen als ausgebildete Graphologen betrachtet und zur Ausübung der gerichtlichen Schriftexpertise befähigt werden alle diejenigen, die entweder Schüler jener als Autoritäten anerkannten Graphologen sind und sich durch ein empfehlendes Zeugnis eines derselben legitimieren können, oder drittens die sonst noch in der Lage sind, auf Grund selbständig erworbener Fähigkeiten in graphologischen Untersuchungen ein Anerkennungsschreiben von autoritativer Seite mit der Wirkung eines Befähigungsnachweises beizubringen. Ein solches Befähigungszeugnis sollte grundsätzlich nur demjenigen ausgestellt werden, der den erfolgreichen Besuch eines Privatlehrkurses über Gerichtsgraphologie nachweisen kann. Die gerichtliche Bestellung als Schreibsachverständiger erfolgte sodann auf Grund des vorgelegten Zeugnisses (bezw. Befähigungsnachweises) und eventuell noch auf Grund einer jeweiligen gutachtlichen Aeusserung von seiten der Autorität.

Nur auf diesem Wege könnte eine den Verhältnissen entsprechende Organisation und Berufung der gerichtlichen Schriftexperten herbeigeführt und eine Zuverlässigkeit wie bei anderen Sachverständigen erzielt werden.

Hans Schneickert, Rechtspraktikant, München.

Herr Dr. P. Wittmann über Graphologie. In Nr. 7 der Zeitschrift „Das Recht" vom 10. April d. J. befindet sich ein von Herrn Reichsarchivrat Dr. P. Wittmann in Müncher verfasster Artikel „Die Bedeutung der Handschriftenvergleichung für die Rechtswissenschaft und ihre zeitgemässe Reform". Die Quintessenz desselben wird am Schluss in dem Ratschlage ausgedrückt, der Richter solle im Bedürfnisfalle nach Archivaren und Registratoren, eventuell nach Lehrern greifen, den Graphologen solle man ein- für allemal die Gerichtsschranken schliessen.

Wittmann hat der Graphologie vorzuwerfen, dass sie eine erst werdende Wissenschaft sei, in der es vorläufig noch keinen Meister geben könne, dass Herr Busse noch sehr jung gewesen sei, als er sein Werk „Die Graphologie eine werdende Wissenschaft" geschrieben habe, dass Herr Langenbruch von Beruf Kaufmann (das Wort in Anführungsstrichen und mit Ausrufungszeichen) sei u. dgl. m.

Bisher habe ich es nicht für möglich gehalten, dass jemand im vollen Ernste derartiges als Gründe vorbringen könnte. Irgend eine Thatsache, welche gegen die Graphologie spräche, ist nicht vorgebracht.

Unter diesen Umständen ist es wohl nicht nötig, weiter auf den Artikel einzugehen.

Es ist eine Entgegnung an die Redaktion des Rechts gesandt worden, von der ich hoffe, dass sie die Leser dieser Zeitschrift bald zu Gesicht bekommen.

H. Rohde, Potsdam.

J. S. — **Ueber Handschriftendeutung und ihren wissenschaftlichen Wert.** Eine graphologische Studie. (In „Alte und Neue Welt." 1901. Heft 6, S. 338–340; Heft 7, S. 416, 418–419; Heft 8, S. 478–479.)

Diese Arbeit verdient an dieser Stelle eine nähere Erwähnung, obwohl sie nur „zu orientieren sucht"; dies gelingt ihr nämlich in einer so objektiv gründlichen, und doch populären Weise, dass sie als Muster für einen orientierenden, leicht verständlichen Aufsatz über Graphologie gelten kann. Der Autor hat es zwar verschmäht, sich seine Darstellung durch Vorführung von Handschriften-Proben zu erleichtern, — trotzdem dürfte er das Interesse seiner Leser in hohem Grade erregt haben, denn das Thema ist in systematischer, übersichtlicher und klarer Weise behandelt worden. Der Verfasser zeigt hierbei eine so erschöpfende

Kenntnis vom gegenwärtigen Stande der deutschen Graphologie, er lässt ihr eine so warme — obwohl gemäss seinem katholischen Standpunkte in einer Hinsicht eingeschränkte — Würdigung zu Teil werden, dass wir lebhaft die Namens-Initialen-Anonymität bedauern. Wir freuen uns aber, dass eine so ernste Kraft die gebildeten Kreise des katholischen Deutschlands über die Graphologie aufklärt und zu neuem Interesse für eine Wissenschaft erweckt, welche ja besonders dem katholischen Klerus ihre Entstehung und erste Entwicklung verdankt.

Einige Worte über die Disponierung des Aufsatzes und einige Hinweise auf wünschenswerte Einschränkungen für andere ähnliche Arbeiten seien uns jetzt noch erlaubt.

Die Einleitung berichtet kurz über die Geschichte der Graphologie und citiert nur die gegenwärtig wissenschaftlich wichtigste Litteratur. Die dann folgenden Darlegungen sind in vier Abschnitte gegliedert.

1. Physiognomik im weiteren und engeren Sinn; Phrenologie, Chirognomik: Mimik, Graphologie.

Die Bestrebungen Lavaters und Galls erfahren hier eine zu scharfe Ablehnung; nicht ferne dürfte die Zeit sein, wo man über die Forschungen dieser genialen Pfadsucher, zumindest über ihre Principien wieder mit wissenschaftlicher Anerkennung reden wird; wer z. B. Lavaters erste Abhandlung „Ueber Physiognomik (1772)" gelesen hat, wird erstaunen, hier bereits mit ruhiger Sicherheit manche Principien aufgestellt zu finden, welche erst in neuester Zeit wieder selbständig von graphologischen Autoren proklamiert wurden; bei Gall dürfte die Sache ähnlich liegen.*)

2. Innere Berechtigung der Graphologie. Schreibbewegungen als mimische Aeusserungen; empirische Forschungen und Erfahrungen; Experimental-Beweise; Entwicklung der Handschrift; autoritative Aeusserungen (Goethe, Preyer); Physiologie des Schreibens.

Wert und Umfang der hypnotischen Schreibexperimente scheinen uns etwas überschätzt; trotz der Publicationen Bridiers, Marers und Lombrosos entbehrt dieses Problem noch einer kritischen Behandlung. Eine solche dürfte wahrscheinlich nicht ergeben, dass „der Hypnotiseur seine Versuchsperson jeden beliebigen Charakter annehmen lassen kann". Auch der folgende Satz ist — obwohl der Verfasser sich übrigens stets anerkennenswert vorsichtig ausdrückt — viel zu kühn: „der Graphologe kann, ohne von der Handschrift Einsicht zu nehmen, ohne weiteres bestimmen, wie dieselbe unter dem Einflusse dieser oder jener Leidenschaft aussah und wie sie jetzt aussieht." Dies ist unrichtig: nur Vermutungen — und oft mehrere verschiedene Vermutungen — sind dem Graphologen darüber möglich. — Die folgenden historischen Angaben sind wohl unrichtig: „Von Goethe wissen wir, dass er sich von Lavater .... über die fragliche Materie schreiben liess." — Uns ist dies nicht bekannt und weder Hirzel noch Hellen erwähnen derartiges in ihren bezüglichen Publicationen: auch der Hinweis auf Eckermann enthält einen kleinen Irrtum: statt „Brief" muss es „Gespräch" heissen.

3. Erkenntnis-Gegenstand und Erkenntnis-Grenzen der Graphologie.

Dieser Abschnitt erscheint uns besonders trefflich, zumal wegen der grossen Vorsicht; Sätze wie die folgenden möchten wir jedem (praktischen) Graphologen zur Beachtung empfehlen: „Aber auch dem Handschriftendeutungskundigen, der auf der Höhe der Forschung steht, drohen bei Ausübung seiner Kunst allerlei Gefahren. Wer halbwegs in der Graphologie bewandert ist, weiss, wie viele Lücken und Mängel dieses Wissensgebiet noch aufweist . ... Es giebt Fälle genug, in denen die graphologischen Ergebnisse nicht ausreichen wollen; der Graphologe muss dann zurückhaltend sein und seiner Unzulänglichkeit sich bewusst bleiben .... Alle Erkenntnis und jede Wissenschaft hat ihre Grenzen, und nur darauf kommt es an, dass man dieselben kennt und soweit möglich wegräumt."

4. Voraussetzungs-Wissenschaften der Graphologie: Handschriftenkunde und Charakterologie. Auch die Schriftexpertise, ihre Rolle in der Dreyfusaffaire und die Notwendigkeit ihrer graphologischen Reform findet hier eine sachliche Behandlung. **H. H. B.**

Kleinere populäre Aufsätze. In meist erfreulicher Weise mehren sich in neuerer Zeit auch die kleinen populären Aufsätze über einzelne Gebiete der Graphologie. Enthalten diese Arbeiten auch nichts wesentlich Neues, sind sie sogar in Einzelheiten nicht immer völlig fehlerfrei, so erfüllen sie doch eine wichtige Aufgabe für die Anerkennung der Graphologie, zumal dann, wenn sie nicht nur das Wesen, sondern auch die Schwierigkeit der einzelnen Gebiete unserer Wissenschaft beleuchten und damit die Warnung vor dem „Allerwelts-Graphologentum" verbinden. Wir citieren im folgenden einige solcher Aufsätze und würden uns freuen, wenn hierdurch auch andere Mitglieder und Freunde der „Deutschen graphologischen Gesellschaft" zu derartigen Arbeiten angeregt würden.

*) Vgl. die Brochüre von Alfred Herzheim „Charakter und Schädelform". (Berlin, Karl Sigismund, 1901. 39 Seiten.)

1. (K. Vogt.)—Kinder-Handschriften. Graphologische Betrachtungen einer Erzieherin. (In: „Berliner illustrierte Zeitung." 1900 Nr. 10 S. 150—151.)

2. Schubert-Oldenburg, A. O. — Verbrecherhandschriften. Graphologische Betrachtungen. (In: „Das neue Jahrhundert". II. Jahrg. Nr. 25. S. 597—599.)

3. Handschriften Wahnsinniger und ihre Beziehungen zur Graphologie. (In „Feuilleton der Morgenpost". 1900. Nr. 163 u. 164.)

4. K. — Beurteilung von Angestellten, Principalen, Teilhabern und Geschäftsfreunden durch Deutung ihrer Handschrift. (In: „Organisation. Mitteilungen für Industrie, Handel und Behörden." 1901. Nr. 6. S. 57 und 58.)

5. Nehemias, Heinrich. — „Ueber den Schriftwinkel." Eine graphologische Studie. (In: „Der Welt-Spiegel". — Illustrierte Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts. 1901. Nr. 55.) H. H. B.

Varia.

Handschrift eines Hellsehers. Der Landedelmann Christoph von Ramm (1764 bis 1833) besass grossen physiognomischen Scharfsinn und war in der ganzen Ostseeprovinz wegen seines „zweiten Gesichts" wohlbekannt. An anderer Stelle habe ich über seine richtigen Prophezeiungen und seine oft unheimliche Sehergabe berichtet. Von seiner Handschrift besitze ich drei Unterschriften aus den Jahren 1816 und 1821, deren eine ich hier veröffentliche als Grundlage der folgenden graphologischen Studie.

Christoph v. Ramm als Käufer.

In dieser stark geneigten (40 Grad), druckreichen und etwas angeschwollenen Schrift bekundet sich eine tief und nachhaltig empfindende Natur von starker Lebenskraft und Sinnlichkeit (bei 57 Jahren!) Die Grossbuchstaben stehen von dem sonst vollständig verbundenen Worte ab; dies zeigt den intuitiven Scharfblick. Die einzige sonstige Trennung hinter dem „s" kommt auf Rechnung des zu setzenden i-Punktes. Die intuitiv gewonnene Einsicht wird also folgerichtig verwertet. Hiebei unterstützt ihn ein klarer Verstand, zur Genüge dargethan durch die scharf ausgeprägte, sehr lesbare Schrift. Die Worte verlaufen teils schwertförmig (vgl. das Wort „als"), meist aber gehen sie grösser aus, woraus sich ursprüngliche, fest gegründete Gläubigkeit und Naivetät ergiebt, der einige erworbene Lebensklugheit die Wage hält. Als weitere Elemente finden wir: Phantasie (grosse Anfangsbogen am C.), melancholisches Geblüt (sinkende Zeilenrichtung) und grosse Zurückhaltung, Verschlossenheit, Schweigsamkeit (geschlossene a und o).

Darnach hätten wir meines Erachtens die characterologischen Begleitanlagen des Hellsehers zu suchen in

1. Scharfblick der Intuition,
2. Phantasie,
3. Eindrucksfähigkeit,
4. Schwermut.

Geboren und gehegt wird dieser Seherblick in einem verschlossenen Sinn, der schweigsam über instinktiv gewonnenen Eindrücken brütet. Dabei glaubt der Schreiber augenscheinlich an sich selbst (Grösse und Weite der Unterschrift): fühlt sich als maassgebende Persönlichkeit, wobei sein Stolz stark verquickt ist mit einer Eitelkeit, die sich nicht ungern in Scene setzt. (Erhöhtes „K", eingerolltes „R", Ansätze zur Bogenschrift, vor Allem aber die den Namen unterstreichende Schlinge, die in einem Keulenstrich mit Zähigkeitshaken endet.) Der eckige wagrechte Endstrich der erhöhten „h", sowie die kräftige Durchstreichung der Schlinge verraten uns die Bestimmtheit seines Auftretens und seiner gefürchteten „Todesurteile". Der Gründlichkeitsanstrich im „k", zusammt der wuchtigen Schrift und den bedachtsam hingesetzten, nie voraneilenden i-Punkten lassen bei starker Innerlichkeit des Gemüthslebens auf schwerfällige, wenig flüssige Art des Verkehrs, auf langsamen Gang und gemessene Bewegungen, desgleichen auf bedachtsames Handeln schliessen; alles Züge, die dem Geschlechtscharakter der Mitglieder

seiner Familie entsprachen, der gemeinhin feurig impulsives Wesen auszuschliessen pflegte. Auch Leidenschaften waren bei ihnen nicht hervortretend. Aus den festen, eckigen Zügen aber spricht echt nordisches, insbesondere germanisches Beharrungsvermögen, Mannhaftigkeit, Wahrheitsliebe und sittliche Widerstandskraft, die trotz der nicht zu leugnenden Eitelkeit jeden Gedanken an schwindelhaftes Wesen ausschliesst. Die hie und da auftauchenden spitzen Winkel erbringen Hang zu Spott und jeweilige Schärfe des Urteils. In ihm wohnen friedlich nebeneinander, sich nach Zeit und Gelegenheit ablösend, der mystische Grübler, der die Vorboten des Todes auf der Stirn des Gezeichneten zu deuten weiss, und der ironische Beobachter, dem die Schneide des Wortes zu Gebote steht.

Wo aber fassen wir jene Wertherische Empfindsamkeit des Alten, die den Strömen bittersüsser Zähren nicht wehren konnte noch wollte?

Zunächst lehrt uns die geneigte Schrift, dass er nicht zu jenen gehörte, die sich mit den Jahren gegen die Herrschaft der Triebe auflehnen. Bis in sein Greisenalter empfand und handelte er instinktiv.

Es findet sich keine Spur von Reaktion gegen die Gefühlsseligkeit in etwas steiler verlaufenden Endbuchstaben; ja, dazwischen weisen einzelne Buchstaben, so das K in Käufer einen ausnahmsweise spitzen Neigungswinkel auf = 35—30 Grad. Sein Herz war jung geblieben und hatte den empfindsamen Geist der Jahrhundertwende bewahrt. So stellt er sich uns hauptsächlich als ein schweigsamer und verschlossener Gemütsmensch dar, wohl dazu angethan, instinktmässig in intuitivem Fühlen und Schauen die Schleier der Vergangenheit und Zukunft zu lüften. Ihm selbst wohl unbewusst traten scharfe Sinne und erworbene Beobachtungsgabe in den Dienst seiner Einbildungskraft, deren innere Auswirkung durch keinerlei Thatendrang eingeschränkt wird. Weist doch auch die sinkende Zeilenrichtung darauf hin, dass seine Neigung auf ein still beschauliches, wenig thätiges Leben ging.

Aus Intuition, Schwermut und Phlegma erwuchs ihm auf der meerumbrandeten Halbinsel von Leetz, mit Naturnotwendigkeit möchte ich sagen, der Hang zu grüblerischen Träumereien. Die Axe seines Daseins war nach innen gerichtet. Und so ward er ein „Hellseher".

Isabella Ungern-Sternberg.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Meyers Grundlagen der Graphologie. *)

Von Dr. **Ludwig Klages.**

Als wir vor Jahresfrist Busses „Handschriftendeutungskunde" in eingehender Besprechung würdigten [1]) gaben wir bei aller Anerkennung der Vorzüge dieses Werkes dem Bedauern Ausdruck, „nicht wenigstens zugleich anf ein zweites hinweisen zu können, welches die starre Einseitigkeit dieser paragraphenmässigen Zusammenfügung aller Einzeldaten durch eine ebenso ausführliche Darlegung der Beweismethoden zu ergänzen vermöchte". Wir hätten nicht zu hoffen gewagt, dass der in solchem Bedauern beschlossene Wunsch so bald erfüllt würde, wie es nunmehr geschehen ist durch Meyers „wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie". — Wir wollen über Stoffeinteilung und wichtigere Grundgedanken des Werkes einen Ueberblick zu geben versuchen. Es soll dabei zumal auf sein Neues und Eigenartiges das Augenmerk fallen. Wir werden auch hie und da abweichende Meinungen zur Geltung bringen. Aber wir bemerken gleich vorweg: es ist unmöglich, den Gehalt eines so grundlegenden Buches in einer Besprechung auch nur annähernd zu umschreiben. Für jeden, der sich in nicht nur dilettantischer, sondern wissenschaftlicher Weise mit Graphologie befasst, muss das genaueste Studium der Meyerschen „Grundlagen" fortan als unerlässlich bezeichnet werden.

Meyer beginnt mit einer kurzen Kennzeichnung des Unterschiedes von Handlungen und Ausdrucksbewegungen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass den etzteren als psychodiagnostischen Symptomen ein gewisser Vorrang gebühre. Die Schreibbewegung sei eine Combination aus beiden und gehöre mithin zur „Physiognomie des Handschriftenurhebers". Sie biete gegenüber anderen physiognomisch deutbaren Bewegungserscheinungen des Menschen den Vorteil, dass sie sich in der Handschrift fixiert. Deshalb müsse „gerade von dieser Seite her der am meisten Erfolg versprechende Angriffspunkt für das ebenso schwierige wie interessante und wichtige Gebiet der Bewegungsphysiognomik gesucht werden."

In der nun folgenden Darlegung der Handschriftenkunde verzichtet Verfasser auf die seit Preyer übliche Systematik, welche allgemeine Schriftmerkmale

*) „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie." Von Dr. Georg Meyer, Arzt an der Irrenanstalt der Stadt Berlin „Herzberge" zu Lichtenberg. Mit 81 Tafeln. Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1901.

[1]) „Graphologische Monatshefte." 1900. Seite 85—99.

auf Grund einer blossen Betrachtung der Formen gewinnt.[2]) Statt dessen erläutert er von vornherein Schrifteigenschaften, die es kraft ihrer Entstehungsursache sind und zwar in einer durch den Gang der späteren Interpretation gebotenen Abfolge und Auswahl. Diese Darstellungsweise ist ganz allgemein die innerlich wahrere — sie ist insbesondere die einzig mögliche für jede prinzipielle und ableitende Erörterung. Durch sie ist man ferner in den Stand gesetzt, gewisse nur erschliessbare Bewegungseigenschaften wie Druck, Geschwindigkeit, Rechtsläufigkeit mit den unmittelbaren Schriftmerkmalen sofort in inneren Zusammenhang zu bringen, während eine nur formale Betrachtung beide aufs Strengste zu scheiden hätte. Dass Meyer ein Schriftelement neu entdeckte: nämlich die sog. Federfurche und was aus ihr über Federstellung und Druckvertheilung zu entnehmen ist, dürfte den Lesern der „Graphologischen Monatshefte" bereits bekannt sein.[3]) Nicht minder, in welcher Weise die Kraepelinsche Schriftwage zur experimentellen Bestimmung differenzierter Druckschwankungen dienen kann und wie dergestalt bewiesen wurde, dass jede Person ihren spezifischen Druckkurventypus hat.[4]) Meyer war der erste, der diese verfeinerten Hilfsmittel in der Analyse der Schreibbewegung (oder mindestens die durch sie gewonnenen Ergebnisse) für die Graphologie nutzbar zu machen wusste. Wichtiger noch als diese Neuerungen erscheint uns ein anderes. Handschriftlich sind in einer Schrift bekanntlich diejenigen Merkmale, die von der Norm abweichen; als solche galt bisher die Schulvorlage. Wenn man auch praktisch einem richtigen Gefühle folgend häufig anders urteilte und z. B. eine Handschrift mit dem vorschriftsmässigen Neigungswinkel von durchschnittlich 45° wohl stets eine schräge nannte, so blieb doch der Irrthum der Theorie unbeachtet und musste in gewissen Fällen die Begründung einer graphologischen Diagnose erschweren. Meyer stellt nun fest, dass inbezug auf Neigungswinkel, Bindungsgrad, Grad der Regelmässigkeit und Vollständigkeit die Schulvorlage nicht als Norm zu betrachten sei. Genauere Angabe, in welcher Richtung das Durchschnittsbild der Handschriften abweicht, muss hier unterbleiben. Wir fügen jedoch hinzu, dass die Bemühungen, eine den natürlichen Bewegungsbedürfnissen des Menschen angepasste sog. Normalschrift zu erfinden, statt von abstracten Erwägungen in erster Linie von dergleichen Erfahrungsthatsachen geleitet sein müssten.

Nach einigen Bemerkungen über die Schwierigkeit einer characterologischen Terminologie und einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Handschriftendeutungskunde erläutert Verfasser die allgemeinen psycho-physiologischen Entstehungsbedingungen des Schreibactes. Erst wenn die dabei obwaltenden Associationen in ihrem ganzen Verlaufe unbewusst und das Schreiben folglich zu einer im wesentlichen „mechanischen" Thätigkeit geworden ist, „können alle die

[2]) Die vier Allgemeinmerkmale der Schrift überhaupt giebt Meyer unter Benutzung des von Gross zuerst aufgestellten Begriffes des Schreibweges (Vergl. Psychol. Arbeiten von Kraepelin, 1898; ferner Graphol. Monatshefte. 1899. Seite 40) hier zum ersten Mal in völlig einwandfreier Formulierung. Sie lautet:

a. die Länge des fixierten Schreibweges;
b. seine Verteilung auf die Fläche;
c. die Kontinuität der Fixation;
d. die Strichbreite."

[3]) Vergl. „Graphologische Monatshefte". 1901. Seite 15.

[4]) Vergl. „Graphologische Monatshefte." 1899. Seite 35–40 und Seite 59–65.

unwillkürlichen Faktoren in höherem Maasse auf die Schreibbewegung einwirken, welche auch unsre sonstigen Bewegungen beeinflussen und ihnen ein individuelles Gepräge geben."

Derartige Schreibfertigkeit ist natürlich das Ergebnis mühsamer Uebung. Wo es an solcher gebricht, z. B. bei sehr ungebildeten und jugendlichen Personen, kann von einer Handschrift noch nicht eigentlich die Rede sein. „Alle anderen sonst etwa wirksamen seelischen Einflüsse werden . . . übertönt von den optischen Schriftbildern und dies sind in den Fällen stets mehr diejenigen der Schulvorschrift." Meyer weist nach, dass Andeutungen individueller Ausprägung zwar schon bei Kindern im ersten Schuljahre zu bemerken sind, dass aber volle Eigenart und verhältnismässige Konstanz durchweg erst nach Zurücklegung der Pubertätszeit vorhanden ist. Damit zwar hört die Entwicklung nicht auf. Während aber die jugendlichen Veränderungsphasen mehr als fortschreitende Emancipation vom Vorschriftsmässigen erscheinen, gehen die späteren weit minder tief greifenden Wandlungen neben entsprechenden des Characters her. Meyer bietet von ein und derselben Persönlichkeit auf zwei Tafeln sieben Schriftproben, welche sich auf den Zeitraum vom 16. bis zum 83. Lebensjahre erstrecken. Man kann sich die Intensitätskurve der Lebendigkeit im Ablauf des Einzelseins nicht schöner illustriert denken.

Es werden dann die wichtigsten Einwände zurückgewiesen, welche man gegen die Abhängigkeit handschriftlicher von Eigenschaften des Characters vorgebracht hat. Die bekannten Experimente zur Ausschaltung des schreibenden Organs werden um ein sehr handliches vermehrt. Meyer liess sechs Wochen hindurch mehrere Personen „Faustschrift" schreiben (wobei der Schreibgriffel von der geballten Faust umspannt ist). Der Erfolg entsprach der Erwartung: mit wachsender Uebung näherte sich die Schrift der gewöhnlichen Handschrift, „ein Zeichen dafür, dass die anfänglichen Abweichungen nur Folgen der Unbeholfenheit waren." Was aber für die „feinen Fingerbewegungen" gilt, dass sie nämlich auf die Schriftgestalt keinerlei wesentlichen Einfluss üben — das gilt principiell vom schreibenden Organ überhaupt: die Handschrift ist Gehirnschrift.

Nach diesen vorbereitenden Ausführungen kommen wir zum Kern des Buches: den wichtigsten Erklärungsprinzipien der Graphologie.

Sofern die Handschrift als Sichtbarkeit unwillkürlicher Bewegungen erscheint, werden ihre Merkmale auf doppelte Weise aus der Functionsphysiognomie des Schrifturhebers verständlich: entweder als Sonderdarstellungen physiognomischer Bewegungserscheinungen oder als Sonderauswirkungen physiognomischer Bewegungstendenzen (sog. latenter Innervationen). — Dieser Einteilung liegt zu Grunde die Thatsache, dass gewisse Merkmale jeder menschlichen Bewegung im Gegensatz zu allen übrigen aus einer blossen Lage oder Zuständlichkeit des bewegenden Organs entspringen Eben diese pflegen wir unwillkürlich aus Momenten herzuleiten, die den ursprünglichen Bewegungsablauf nur modificieren. Dahin gehört z. B. die mehr zur Beugung oder mehr zur Streckung geneigte Zuständlichkeit der Muskulatur. Die physiognomischen Bewegungserscheinungen wiederum werden eingeteilt in spezielle, d h an ein bestimmtes Organ gebundene und allgemeine: wie Ausgiebigkeit. Geschwindigkeit Gleichmässigkeit u. s. w. Mit Recht vertritt Meyer die Anschauung, dass erstere zur Erklärung handschriftlicher Merkmale nur in selteneren Fällen heranzuziehen sind.

Gesetzt nun, wir kennen für eine bestimmte Geneigtheit der Seele, beispielsweise für Lebhaftigkeit die allgemein-physiognomische Erscheinungsweise, so sind wir imstande zu veranschlagen, welche Besonderungen durch sie die Schreibbewegung erfahren wird. Wir gewinnen dergestalt auf deductivem Wege ein Bild von der Handschrift des Lebhaften. Um das Ergebnis am Thatbestande zu prüfen, können wir die Handschriften ausgeprägt lebhafter mit denjenigen phlegmatischer Personen vergleichen oder aber feststellen, welche Veränderungen die Schriftzüge ein und derselben Person in Gemütszuständen erfährt, die eine gesteigerte (bezw. herabgesetzte) Lebhaftigkeit aller Funktionen mit sich bringen. Die letztere, inductiv strengste Methode demonstriert Meyer am Schriftmaterial Geisteskranker, „welches die sonst nur mehr oder weniger angedeuteten Eigenarten gewissermassen in hypertrophischer Ausprägung zeigt".

Insbesondere werden (unter teilweiser Benutzung früherer Meyerscher Arbeiten*) Schriftstücke solcher Kranker, die sich in pathologischen Erregungszuständen befanden, mit denjenigen solcher verglichen, in welchen die Intensität des geistigen Lebens krankhaft herabgesetzt war. Niemals wohl ist der Niederschlag der Gemütsstimmung in der Handschrift drastischer demonstriert worden als durch zwei von Meyer reproducierte Druckkurvenpaare aus der schon erwähnten Gross'schen Arbeit, deren eines von einem Stuporösen, deren anderes von einem Manischen stammt. Während sich in jenem die Linie kaum über die Horizontale erhebt und in jedem Augenblick ermattet herabsinken will, steigt sie in diesem bergehoch an und ergeht sich in den wildesten (obschon gesetzmässig sich wiederholenden) Schwankungen. Meyer kommt zu dem graphologisch äusserst wichtigen Ergebnis: „Exaltationszustände gehen einher mit Steigerung, Depressions- resp. Hemmungszustände mit Herabsetzung von Ausdehnung, Geschwindigkeit und Druck der Schreibbewegung."

Indem er dieses Ergebnis mit seinen Untersuchungen über Schriftverstellung kombiniert, gelangt er zu folgendem Schluss: „Somit hätten wir drei der wichtigsten Elemente der Schreibbewegung, Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck auf die psychmotorische Triebkraft zurückgeführt." Dieser Satz muss unsres Erachtens nur etwas anders formuliert werden, um als Gesetz von grosser Bedeutung und Tragweite fortan dem unanfechtbaren Bestande graphologischer Gewissheiten anzugehören. Im weiteren Verlauf seiner Darlegung bringt Meyer selbst den Nachweis, dass jedes der genannten Schriftelemente in verhältnismässig isolierter Ausprägung vorkommen kann und dann zum Teil eigenartigen (und in gewissen Fällen selbst mehrartigen) Ursprungs ist. So kann beispielsweise Ausgiebigkeit der Bewegungen, zumal sofern sie sich etwa in weiten Schleifen oder überragenden Majuskeln fixiert, völlig andere Ursachen haben als Stärke des psychomotorischen Antriebs. Wir werden weiterhin sehen, dass der Druck keineswegs durch ihn allein bestimmt wird. Wohl aber bleibt zu Recht bestehen, dass von Schwankungen der psychischen Triebkraft in erster Linie die drei genannten Schriftelemente getroffen werden und zwar in gleichem Sinne (wenn auch nicht stets in gleicher Stärke). Einwandfrei formuliert lautet das Meyersche Gesetz: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck

*) Vergl. „Graphologische Monatshefte." 1899. Seite 1—7 und Seite 26—28.

ändern sich unter sonst gleichen Umständen im gleichen Sinne wie die Intensität der psychomotorischen Kraft.

Auf Grund dieses Gesetzes ist es nun zunächst einmal möglich, den Stimmungszustand des Schrifturhebers (wenigstens inbezug auf seine Bewegtheit) während der Abfassung des Schriftstückes festzustellen — ferner über die durchschnittliche Reagibilität desselben Anhaltspunkte zu gewinnen. Nicht aber können wir, wie es Meyer zu thun scheint, in letzterer ohne weiteres für die Intensität der Antriebe ein Maass erblicken und auf den Grad der Bewegtheit des Gebärdenlebens eine Einteilung der Charaktere gründen in „hyperkinetische" und „hypokinetische"[6]). Die Sache scheint uns wichtig genug, um eine etwas eingehendere Kritik zu rechtfertigen.

Wir müssen hier ein psychologisches Gesetz von grösserer Allgemeinheit berühren. Die Stärke bewegungsphysiognomischer Auswirkung ist stets das Ergebnis des Zusammentreffens zweier Elemente: der Grösse des Antriebs und der entgegengesetzt gerichteten Grösse der Hemmung. Es giebt Fälle, wo mit dem Antrieb auch die Hemmung zunimmt; dann wächst die Spannung und die Auswirkung erfolgt unter beständiger Hemmungsüberwindung. Wir werden sogleich die handschriftlichen Wirkungen davon ins Auge fassen. In anderen Fällen jedoch sehen wir bei wachsendem Impulse die Hemmung sich mindern: dann kommt die Auswirkung mühelos zustande und ihre Heftigkeit ist nicht sowohl für die Stärke des Antriebs als vielmehr für die Schwäche der Hemmung ein Zeichen. Die von Meyer so benannte „Hyperkinesie" kann folglich zwei genau entgegengesetzte Ursachen haben: sie kann hier den extrem willenskräftigen, dort den haltlos sich gehen lassenden Character verraten. Wir kommen zur speciell graphologischen Seite unseres Einwandes

Die Meyersche Scheidung nimmt als in gegenseitiger Abhängigkeit sich bedingend an drei Schriftelemente, deren eines dieser Proportionalität entschieden widerstrebt: der Druck muss sich keineswegs in gleichem Sinne wie Ausgiebigkeit und Geschwindigkeit ändern.[7]) Dem widersprechen ausser sofort anzustellenden Erwägungen auch Thatsachen: es giebt Gemütsverfassungen (wie ängstliche Aufgeregtheit oder grosse Eile), in denen man zwar hastiger und ausgiebiger als gewöhnlich, keineswegs aber zugleich druckreicher schreibt. Im Gegenteil kann man sich an den Handschriften vieler Postbeamten überzeugen, dass die dauernd wirksame Tendenz der Eile geradezu Ursache wird, jeglichen Druck zu meiden und die Feder völlig resistenzlos über die Schreibfläche gleiten zu lassen. Bewegte Handschriften (hyperkinetische) sind nun von vornherein als entstehungsverschieden zu beurteilen, je nachdem ob in ihnen der Druck praevaliert oder gegen die sonstigen Merkmale der „Hyperkinesie" zurücktritt. Wir wollen hier gleich Meyers Anschauungen über die Ursache des Schreibdruckes berühren und im Anschluss daran eine, wie wir glauben, streng beweisbare Theorie entwickeln.

Wir citieren: „In Versuchen von Schriftverstellung zeigte sich überall, wo es galt, irgendwelche Schwierigkeiten zu überwinden, eine starke Tendenz zur

---

[6]) Aehnliches versucht, wenn auch in weit unvollkommenerer Weise, Crepieux-Jamin in seinem Hauptwerk „Handschrift und Character". Uebersetzt von Hans H. Busse. S. 121 und folgende.

[7]) Meyer glaubt das darzuthun durch gewisse Experimente über willkürliche Schriftverstellung, die aber nur beweisen, dass mit wachsender psychischer Triebkraft unter sonst gleichen Umständen regelmässig alle drei Elemente wachsen.

Steigerung des gewöhnlichen Druckes, mochten diese Schwierigkeiten nur formaler, technischer Art sein (z. B. Abänderung der Bindungsform) oder rein associativer Art. Diehl, Heidelberg[8]), hat vermittelst der empfindlichen Schriftwage gezeigt, dass der Druck schon ansteigt, wenn statt der Zahlenreihe 1 bis 10 diese rückläufig 10 bis 1 geschrieben wird". Wir fügen beiläufig hinzu, dass bei rückwärts gehender Schreibung die Zahlen zugleich kleiner ausfielen — ein Fall umgekehrter Proportionalität von Druck und Ausgiebigkeit!! Mit diesen experimentellen Auskünften steht nun in Einklang die Erfahrungsthatsache, dass energische Menschen sowohl in ihrem Handeln als auch im unwillkürlichen Verhalten eine gewisse Nachdrücklichkeit zur Schau tragen. Man geht also wohl nicht fehl mit der auch aus der graphologischen Empirie bekannten Annahme, dass der Schreibdruck „in direkter Beziehung zur Stärke der Willensantriebe" steht. Das alles ist ja an sich völlig richtig — umgeht aber das eigentlich Erklärungsbedürftige der Sache, als welches in folgender Fragestellung zum Ausdruck kommt: Warum führt diejenige Stärke des Antriebs, die wir speciell Willensstärke nennen, primär zur Erhöhung des Schreibdruckes und nicht in gleicher Linie zu grösserer Ausgiebigkeit und Geschwindigkeit der Bewegung?

Den Schlüssel zur Lösung dieses Problems hat Meyer an späterer Stelle (aber zu anderen Zwecken) in Händen. Wir wollen ihm vorgreifend nachfolgen.

Für gewisse handschriftliche Merkmale sieht Meyer, wie schon erwähnt, die unmittelbare Ursache in bestimmten Zuständlichkeiten der Muskulatur: z. B. in der Schlaffheit und Gespanntheit derselben. Unter den (von Meyer auch experimentell erforschten) handschriftlichen Folgen erhöhter Muskelspannung tritt hervor: verminderte Ausgiebigkeit neben erhöhtem Druck. Nun steht aber fest, dass die Muskelspannungen wachsen in Begleitung solcher seelischen Zustände, die wir auch innerlich als „Spannungszustände" erleben, z. B. wenn man etwas erwartet oder „sich zusammennimmt". Dies ist jedoch nur Sonderfall eines allgemeineren Thatbestandes, welcher geeignet ist, uns das Zustandekommen regelmässigen Schreibdrucks unmittelbar verständlich zu machen. Wir wollen denselben wenigstens in den Grundzügen darlegen[9]) und verlassen daher für einen Augenblick die Meyerschen Ausführungen.

Der Bewusstseinsreflex jedes Willensvorganges (im weitesten Wortsinne) ist ein characteristisches Spannungsgefühl, welches aber bald mehr dynamisch als Drängen, Wollen, Streben, bald mehr statisch als Widerstand, Anstrengung, Spannung erlebt wird. Mit der Verwirklichung des Willensvorganges tritt das Gefühl der Spannungslosigkeit, der „Befriedigung" ein. Wachsen umgekehrt die Hindernisse, so wächst in gleichem Maasse die auf ihre Beseitigung gerichtete Tendenz und eben damit die Anspannung des Willens. Demgemäss kann ein starker, d. h. ein von erheblichen Spannungsgefühlen begleiteter Willensvorgang nur zustande kommen, wenn sich der Antrieb sozusagen mit der

[8]) Vergl. Aug. Diehl „Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden" Inaug. Diss. Leipzig. Engelmann. 1899; in Kraepelins Psycholog. Arbeiten. Vergl. ferner das Referat Meyers. „Grapholog. Monatshefte." 1900. Seite 59—65.

[9]) Unsere Theorie des Schreibdrucks*) wurde zum ersten Mal in ausführlicher, alle Konsequenzen befassender Weise dargestellt bei Gelegenheit eines im Herbst 1900 in München gehaltenen Vortrags «über den Ausdruck der Folgerichtigkeit in der Handschrift», der aus verschiedenen Gründen in den graphologischen Monatsheften leider noch nicht zum Abdruck gelangen konnte.

* Vergl. dazu Preyer, „Zur Psychologie des Schreibens". Seite 168.

Hemmung misst. — Primär energisch nun ist derjenige, der starke Spannungsgefühle zu erleben die Gewohnheit und damit auch die als Triebfeder wirkende Geneigtheit hat. Ob er auf hohe Berge steigt oder mit zäher Emsigkeit Beobachtungen zur Lösung einer wissenschaftlichen Frage sammelt: worauf es ihm ankommt, ist das specivisch beglückende Gefühl der Macht, das die erfolgreiche Willensanstrengung begleitet. Nicht was er erstrebt, sondern dass er „strebend sich bemüht" ist wesentlich. Von dieser Triebfeder wird sein bewusstes Handeln — von ihr wird erst recht sein unwillkürliches Ausdrucksleben beherrscht: es ist jederzeit darauf aus, Empfindungen zu erzeugen, die mit Spannungsgefühlen einhergehen.[10] Nichts weiter als eine Sonderbekundung dieser Tendenz ist der gegen die Widerstand leistende Fläche gerichtete Druck: nur durch ihn — nicht durch Ausgiebigkeit und Geschwindigkeit der Bewegung wird unaufhörlich eine Spannungsempfindung und damit zugleich jenes Anstrengungsgefühl erzeugt, das zu erfahren dem Energischen Bedürfnis ist. Im regelmässigen Reibungsdruck der Feder ergeht sich der Antrieb als ein beständig Hemmungen überwindender, das heisst aber als Willensantrieb.[11])

Was wir hier für primäre Energie entwickelten, das gilt mutatis mutandis auch für die secundäre. Unter secundärer Energie verstehen wir eine solche, die sich erst in Dienstbarkeit einer aus artlichen Anlagen determinirten Zielbestimmtheit des Wollens entfaltet. Wenn der Staatsmann seine staatsmännische dee, der Künstler das ihm vorschwebende Werk nicht bloss vorstellen, sondern verwirklichen will, dann bedarf es dazu einer ganz bestimmten Energie. Er erfährt und überwindet in jedem Augenblick die Macht der „Thatsachen"; er gewöhnt sich mit den in der Richtung seines Wollens liegenden objectiven Hindernissen zu rechnen: sein gesamtes inneres Leben steht schliesslich automatisch unter dem Druck eines Systems von Widerständen. Seinen Impulsen haftet von vornherein hemmend und einschränkend an das Bewusstsein seiner Gebundenheit an den ausserpersönlich gegebenen Zusammenhang, welcher Wirkungsbereich seines Wollens ist. Seiner Seele ist es gemäss, mit einem grösseren Energieaufwande zu atmen als der Seele z. B. desjenigen, der sich mit dem Erträumen der Verwirklichung seiner Wünsche begnügt. So haben wir denn hier — wenn auch aus anderen Grundursachen — dieselbe unwillkürliche Geneigtheit sich erst am Widerstand als wirkend zu erleben, die wir im primär Energischen kennen lernten und wie dort ist das Ergebnis hohen Schreibdrucks die graphische Sichtbarkeit dieses Zuges.

Man wird jetzt leicht einsehen, wieso erhöhte Druckbetonungen bei den von Meyer angeführten Characterzügen der Zurückhaltung, Vorsicht, Bestimmtheit, Zähigkeit auftreten, denen wir Selbstbeherrschung, Besonnenheit, Ausdauer

[10]) Davon lokalisierte Steigerungen sind die bei vorübergehenden Spannungserhöhungen zu beobachtenden characteristischen Ausdrucksbewegungen. Es genügt zuweilen, sich eine heftige Anstrengung, z. B. das Aufheben eines schweren Gewichts oder einen Ringkampf mit einemt Widersacher nur intensiv vorzustellen, um hernach zu bemerken, dass man unwillkürlich die Stirne runzelte, oder die Zähne aufeinanderbiss, oder die Fäuste ballte, oder eine gespannte Körperhaltung annahm etc. Die Redewendung „einen Schmerz verbeissen" findet so ihre Erklärung.

[11]) Dass bei mehr stimmungsmässiger Gespanntheit die geschilderte Tendenz durch unwillkürliche Fingermuskelspannungen — wie Meyer annimmt — mittelbar noch vermehr wird, ist wohl ohne Frage zutreffend.

und manche andere anreihen könnten. In allen ist das Dauermotiv des Selbstschutzes (bezw. das Bewusstsein der Gefährdetheit) als Spannung erzeugende Hemmtriebfeder vorhanden.

Wichtiger ist, dass wir an der Hand vorstehenden Gedankenganges in der Lage sind, die Sonderbeziehungen zwischen Druck einerseits und Stärke des seelischen Antriebs andrerseits zu erkennen. — Da der Druck der Spannung proportional ist, so wird er mit dem Antriebe wachsen, wenn zugleich die Hemmung wächst (daher z. B. bei zorniger Gereiztheit mehr als bei freudiger Aufregung). Er wird bei gleich bleibendem oder zunehmendem Antriebe nicht wachsen und selbst abnehmen, wenn die Hemmung abnimmt.[18]) — Wir bemerken schliesslich noch, dass die Psychologie der Strichbreitenunterschiede nicht ohne weiteres mit der des Schreibdrucks zusammenfällt. Wir müssen es als ein besonderes Verdienst Meyers bezeichnen, dass er uns durch seine Entdeckung der Federfurche ermöglichte, auch in der fertigen Schrift noch aus anderen als aus Momenten der Strichbreite den Druck abzulesen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den Meyerschen Grundlagen zurück. — Da wir auch schon das zweite Erklärungsprincip, das der Bewegungstendenzen, am Beispiel der Muskelspannungen erläutert haben, so bleibt uns nur

---

[18].) Wir wollen unsere etwas abstracte Erörterung durch einige graphologische Beispiele anschaulicher machen. — Bewegte (d. h. eilige und ausgiebige) und zugleich druckschwache Schriftzüge verraten uns in jedem Fall den hochgradig reagiblen Menschen. — Sind sie relativ gleichmässig, von geschmackvollen Formen, vielleicht noch Vorteilungsreichtum bekundend, so dürfen wir auf bewegtes und ev. sogar grossartiges Innenleben schliessen. Wir werden aber zugleich für wahrscheinlich halten, dass dies Innenleben sich ohne erhebliche Rücksicht auf objective Thatbestände — also bis zu einem Grade «frei», «ungebunden», «zügellos» ergeht. — Wer so schreibt, mag mit Beweglichkeit Pläne schmieden, Luftschlösser bauen, Illusionen nähren; aber er wird sich vermutlich auch daran genügen lassen. Sein Geist verlangt im Grunde keine andere Art der Realisation, als die im Ausmalen schöner Möglichkeiten beschlossen liegt. Hier ist auch die Ursache dafür, weswegen überwiegend theoretisch geschulte Geister druckloser schreiben als ausgesprochene Practiker Nirgendwo erleben wir deutlicher das dem Belieben entrückte Sein als in der dinglichen Welt: mit ihm verglichen haftet selbst dem Zwange logischer Gedankenverknüpfung noch ein Schimmer von «Freiheit» an. Nirgendwo ist folglich die Gespanntheit unserer Triebfedern unentbehrlicher, als wenn sie sich in practischen Willenshandlungen erschöpfen müssen.

Sind bewegte und druckschwache Schriften zugleich noch in hohem Grade ungleichmässig: so wird die «Zügellosigkeit» bis zur «Haltlosigkeit» gehen. Der Vorstellungsablauf wird sich mit einer ev. krankhaften Hemmungslosigkeit vollziehen. Die Reagibilität wird bis zu völliger Labilität gesteigert sein. So schreibt der absolute «Stimmungsmensch», so der «ausschweifende» Phantast etc. — Hier haben wir den Fall, wo Grösse und Eile uns in erster Linie Abwesenheit jeglichen Haltes bekunden.

Ist die bewegte Schrift dagegen bei relativer Regelmässigkeit auch noch druckstark, so wird sie uns vor allem ein Maass sein für die Grösse der Triebkraft, welche hier am Widerhalt «gestaut»*) als Willenskraft in die Erscheinung tritt. Im Schrifturheber wird sich mit Unternehmungslust Entschlossenheit und Thatkraft verbinden.

Umgekehrt: wenn wir in einer unausgiebigen Schrift allerlei Anzeichen der Gehaltenheit bemerken (wie Winkelbindung, Enge, Druck, Genauigkeit), so werden wir auf ungewöhnlich entwickelte Hemmtriebfedern deuten, die eine unmittelbare Impulsverwirklichung selten oder nie mehr zulassen.. Dem entspricht im Bewusstsein das Gefühl der (ev. fruchtlosen) Bemühung — bezw. der Zustand einer gewissen Beladenheit, Gedrücktheit, Gezwängtheit etc. — Fehlen in einer derartig kleinen Schrift auch noch die Anzeichen der Spannung — ist sie also zugleich druckschwach und von unausgeprägten Bindungen — dann haben wir jemanden vor uns, dessen Kraft vor grösseren Widerständen erlahmen würde und daher auf kleinere und engere Entschliessungen angewiesen ist.

Dies sind einige der wichtigsten, aber bei weitem nicht alle Modificationen.

*) Ueber die Gesetze der psychischen Stauung vergl. Lipps „Grundthatsachen des Seelenlebens."

noch übrig, auf zwei Schriftmerkmale hinzuweisen, für welche, wie es scheint, Meyer noch ein drittes Princip in Anspruch nimmt. Das eine ist die Schreibgeschwindigkeit wie sie in den meist gebundenen und vorherrschend rechtsläufigen Schriftzügen des Lebhaften zum Ausdruck kommt. Meyer sieht in ihr eine unmittelbare Parallelerscheinung zur Geschwindigkeit im Ablauf der geistigen Functionen überhaupt. Dieser Parallelismus besteht sicherlich, dürfte aber zwanglos einzuordnen sein in das Gesamtbild der Functionsphysiognomie des Lebhaften. Nicht nur im Schreiben, sondern in ihrem ganzen unwillkürlichen Ausdrucksleben zeigen lebhafte Menschen Raschheit der Coordination und erhöhte Zielläufigkeit.[13]) — Das zweite ist der Grad der Gebundenheit, sofern er nicht durch Eile oder Langsamkeit der Schreibbewegung bedingt ist. Insonderheit glaubt Meyer weitgehende Diskontinuität der Bewegungsfixierung (mit Preyer[14]) der relativen Diskontinuität im Vorstellungsablauf des mehr intuitiv Denkenden parallel setzen zu dürfen. Hier wäre allerdings die allgemein-physiognomische Vermittlung ausgeschlossen. — Aus verschiedenen Gründen ist diese Erklärung jedoch noch problematisch.[15]) — Wir sehen daher einstweilen keinen Zwang, ein Princip der Teilentsprechung von Gedankenablauf und speciell der Schreibbewegung anzunehmen.

In der zweiten Hälfte seines Buches kommt Meyer alsdann zu den „Faktoren, welche auf mehr willkürlichem Wege die Handschrift beeinflussen." — Vermöge seiner den Lesern der „Graphologischen Monatshefte" zum Teil schon bekannten[16]) systematisch ausgeführten Experimente über Schriftverstellung, ist er in der Lage, den Schwierigkeitsgrad willkürlicher Beeinflussung der Schrift in fünf allgemeinen Regeln gesetzmässig zu umschreiben. Hierzu war bis jetzt noch niemand imstande. Alles, was man darüber vorgebracht hat, stützte sich auf blosse Mutmassungen oder auf eine an Fehlerquellen reiche Gelegenheitsempirie. Wir glauben uns zu der Annahme berechtigt, dass erst mit den Meyerschen Versuchen eine für jedermann überzeugende Basis zur Reform der gerichtlichen Schriftexpertise gegeben ist.

Seine zwei wichtigsten Regeln lauten: „1.) Die Veränderung ist um so leichter, je einheitlicher das Princip ist, mittelst dessen die Veränderung bewirkt wird. So sind Grösse, Druck und Geschwindigkeit leicht zu modificieren, denn ihre Modification erfordert einfach nur allgemeine, d. h. auf sämtliche Schriftteile gerichtete Erhöhung oder Hemmung des motorischen Antriebes. Darf dieser Antrieb jedoch nur ein partieller sein, wie bei der Aenderung der Ausdehnungsverhältnisse, so ist die Aufgabe schwieriger." „2) Der Einfluss aller irgendwie mehr bewussten Abänderungsbestrebungen auf die Schrift muss ein um so grösserer sein, je mehr überhaupt die Aufmerksamkeit auf die Schreibthätigkeit als solche gerichtet ist." Aus letzterem folgt durch eine sehr einfache Ueberlegung, dass die Kleinbuchstaben automatischer als die Mittel- und Langbuchstaben; die Haar- und Aufstriche automatischer als die Grundstriche ausgeführt werden, weswegen sie denn dem Verstellungsbestreben bei weitem die grössere Schwierigkeit entgegensetzen. — Wir können hier die fundamentalen

---

[13]) Vergl. Klages. «Graphologische Methoden». «Berichte der deutschen graphologischen Gesellschaft» 1898. Seite 175—177.

[14]) Preyer. „Psychologie des Schreibens." S. 138—151.

[15]) Vergl. auch Busse „Graphologische Monatshefte". 1899. Seite 20.

[16]) „Graphologische Monatshefte". 1900. S. 1—12. S. 105—120. S. 125—138.

Darbietungen Meyers nicht bis ins Einzelne verfolgen — sie wollen genau studiert und erwogen sein.

Dass man aber die Ergebnisse experimentell willkürlicher Schriftbeeinflussung nicht ohne Vorbehalt auf die dauernd wirksamen Entstehungsbedingungen der Handschrift übertragen darf, darüber ist sich Meyer völlig klar „Erfahrung und Ueberlegung machen uns bedenklich, obige Ergebnisse ohne weiteres auf die mehr allmählich wirkenden Entstehungsbedingungen der natürlichen handschriftlichen Eigenarten zu übertragen Die Grösse ist diejenige Eigenschaft, welche experimentell die müheloseste und weitestgehende Modificierung zulässt. sie gehört auch zu denjenigen Eigenschaften, welche den umfangreichsten Stimmungsschwankungen ausgesetzt sind. Eine dauernde willkürliche Bestimmung erfährt sie dagegen nicht in dem anscheinend hohen Maasse. Ungefähr ebenso verhält es sich mit Druck und Geschwindigkeit Eine einmalige Erhöhung oder Hemmung der motorischen Triebkraft macht eben keine Schwierigkeit, eine dauernde Aenderung derselben erfordert anscheinend zu viel Kraftaufwand." Und dies muss so sein nach den Grundvoraussetzungen der Graphologie. Natürliche Bewegungsdispositionen lassen sich wohl gelegentlich vergewaltigen, werden aber in jedem unbewachten Momente von neuem ihr Recht geltend machen. — Noch bedeutsamer ist ein anderer Grund „Damit der Anstoss gegeben werde zur willkürlichen Aenderung einer Eigenart, muss sie oder doch der allgemeine Eindruck, den sie hervorruft, der betreffenden Person vorher auffällig geworden sein " Wir ergänzen diesen Satz durch einen anderen aus unserer Abhandlung über „die Methode in der Graphologie" [17]): „Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Merkmal absichtlich eingeführt wurde, ist . . . um so geringer, je mehr sich dasselbe erfahrungsgemäss der Beachtung entzieht." — Darnach ist wohl klar, dass das ganze Problem der Schriftverstellung (bezw. der willkürlichen Schriftbeeinflussung) in zwei Grundfragen auseinanderfällt. Die erste betrifft die mechanische Schwierigkeit der Veränderung handschriftlicher Merkmale. Die zweite lautet: welche Merkmale drängen sich dem Veränderungsbestreben vorzüglich als veränderungsbedürftig auf? Jene kann man — wie es Meyer gethan hat — entscheiden, indem man möglichst viele Personen auffordert, bestimmte Merkmale handschriftlich hervorzubringen. Die zweite dagegen würde völlig andere Versuche erfordern und harrt auch jetzt noch umfassend experimenteller Erledigung. Dass man aber häufig zu sehr verschiedenen Antworten gelangen würde, das wollen wir durch ein einziges Beispiel illustrieren. Nichts ist mechanisch leichter zu beeinflussen als die Setzung der i-Punkte oder der Kommata und Schlusspunkte. Auf nichts andrerseits pflegt der Verstellungsbeflissene weniger zu achten, weswegen er denn häufig gerade daran agnosciert wird. [18])

„Grunderfordernis nun für ein willkürliches Bedingtsein einer handschriftlichen Eigenart ist es, dass die Ursache dauernd wirksam sei." Zu solchen mehr willkürlich wirksamen Dauerursachen rechnet Meyer ausser rein aesthetischen Bedürfnissen: die Sucht Aufsehen zu erregen, Sorgfalt und Ordnungsliebe, Pedanterie, Flüchtigkeit, Selbstbewusstsein (namentlich, sofern es zur Schau getragen wird), brutale Rücksichtslosigkeit und noch verschiedene andere. Unter

[17]) „Graphologische Monatshefte". 1900. S. 25.

[18]) Wir verdanken dies Wissen der mündlichen Mitteilung des Herrn Busse, welcher über seine reichen Erfahrungen in gerichtsgraphologischer Praxis demnächst an dieser Stelle berichten wird.

teilweiser Anlehnung an die Theorie vom optischen Leitbilde[19]) erklärt er dergestalt als mehr willkürlich bedingt die zumal aesthetischen Formbesonderheiten der Buchstaben, weitgehende (ev. kalligraphische und kaufmännische) Regelmässigkeit der Schriftzüge, mancherlei Kürzungen, den Neigungswinkel in solchen Fällen, wo er durch unwillkürliche Tendenz nicht erklärbar scheint, die Höhenausdehnung zumal der Anfangsbuchstaben und die Strichbreite, soweit sie nicht als unwillkürliche Folge des Schreibdrucks zu betrachten ist. Die bezüglichen Ableitungen werden mit grosser Umsicht und Besonnenheit durchgeführt und verbreiten Licht über den Zusammenhang auch complicierterer Schrifteigenschaften mit der Seele des Urhebers. — Nur wird man Meyer schwerlich beistimmen, dass in allen diesen Fällen eine mehr willkürliche Beeinflussung der Schrift vorläge. Alle genannten Merkmale können zwar willkürlich erzeugt werden und sie werdeu es thatsächlich in ausgeprägt kalligraphischen oder stylisierten Handschriften. Sie sind aber ebenso zweifellos das Ergebnis tief unwillkürlicher Nötigungen, wenn sie in übrigens zwanglosen Handschriften vorgefunden werden. Insbesondere ist das optische Leitbild einer der wichtigsten unwillkürlich wirksamen Faktoren. — Wir können uns an dieser Stelle auf nähere Begründung nicht einlassen, da sie eine genauere Betrachtung des Begriffs vom Unbewussten erfordern würde.[20]) Wir hoffen bei Gelegenheit der Veröffentlichung unserer Untersuchungen über „Handschrift und Raumgefühl" überzeugend darzuthun, dass dem optischen Leitbild unter den unbewussten Ursachen handschriftlicher Merkmale ein Hauptrang gebührt.

Abschliessend fasst Meyer die gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zusammen und erläutert noch kurz die Grenzen und die Praxis der Graphologie.

Alle Sätze und Ableitungen Meyers werden durch mustergültig ausgeführte Handschriftenfacsimiles illustriert. Seinen Ausführungen sind nicht weniger als 31 Tafeln mit insgesamt 121 Clichés beigegeben. Die Auswahl muss eine überaus glückliche genannt werden. Uns ist aus der gesamten graphologischen Litteratur kein Werk bekannt, das auch nur annähernd einen solchen Reichtum von paradigmatischen Demonstrationsbeispielen aufzuweisen hätte. Auch der allerungeschulteste Handshriftenbetrachter vermag auf den ersten Blick zu erkennen, was durch sie gesagt sein soll.

Meyers „wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie" bezeichnen die höchste Stufe wissenschaftlicher Ausbildung, welche die Graphologie im Augenblick erreicht hat. Wer auch nach Lecture dieses Werkes an einer streng wissenschaftlichen Behandlung graphologischer Probleme noch zu zweifeln vorgiebt, ist nicht mehr ernst zu nehmen.

[19]) Vergl. dazu unsere Abhandlungen und Bemerkungen. „Graphologische Monatshefte". 1900. Seite 27—29. Ferner «Zur Psychologie des fadenförmigen Ductus» S. 121—124. Ferner 1901. Seite 18.

[20]) Leser, welche sich für die generell-psychologische Seite der Frage interessieren, verweisen wir schon hier auf Lipps «Grundthatsachen des Seelenlebens.» Ferner vor allem auf dessen Vortrag über den «Begriff des Unbewussten in der Psychologie». Ber. d. III. intern psychol. Congresses. 1896.

Zur Individualpsychologie.*)

I.

Von **Julius Becker.**

Es ist selbstverständlich, dass uns, die wir daran arbeiten, die Graphologie zu einer Wissenschaft zu machen, jede von aussen kommnnde Hilfe — namentlich aus den uns früher so sehr kühl gegenüberstehenden Kreisen der Universitäts-Gelehrten – hochwillkommen ist. Eine solche Hilfe erblicke ich in dem vor Kurzem erschienenen Buche**) von Dr. L. William Stern Obwohl Herr Dr. Stern vom rein psychologischen Standpunkt ausgeht, auch mit dem Stande der Graphologie seiner eigenen Erklärung nach wenig vertraut ist, möhhte ich doch das Buch an dieser Stelle zum Gegenstande einer eingehenderen Besprechung machen, da mir manches Erspriessliche für uns und für unser gemeinsames Arbeiten mit den universitären Psychologen daraus zu entnehmen möglich scheint.

Die Schrift ist in drei Abschnitte eingeteilt, deren erster »Wesen, Aufgaben und Methoden der differentiellen Psychologie« giebt, während im zweiten »einige Gebiete seelischer Differenzierung und ihre experimentelle Bearbeitung« erörtert werden. Der dritte Abschnitt enthält eine Bibliographie von 190 Nummern, die sich aber beschränkt auf die Nennung von Schriften, »in denen normale Variationsmöglichkeiten psychischer Funktionen als solche eine eigene Behandlung erfahren«. Das heisst also: es sind u. a. ausgeschlossen alle Arbeiten »über die Abhängigkeit seelischer Differenzierungsformen von physischen und sozialen Faktoren« und die »Abhandlungen, die nicht sowohl dem Studium als der Diagnostik individueller Züge gelten, also die ganze graphologische, phrenologische, physiognomische Literatur«. Nach der Anlage der Arbeit mussten diese Schriften ausgeschlossen bleiben, ihnen gerecht zu werden konnte nicht die Aufgabe dieses Buches sein, wie aus dem Folgenden ersichtlich werden wird. — Zunächst gebe ich eine Darstellung des ersten Abschnittes, die ich etwas ausführlicher halte, weil ich ein Interesse dafür annehmen zu dürfen glaube, und auch um nachher für die kritische Besprechung die Anhaltspunkte zu haben

Von der Psychologie, die selber als Spezialwissenschaft noch nicht alt ist, zweigen sich schon zahlreiche Sondergebiete ab, ausser der Socialpsychologie u. a.

---

*) Anm. An diesen einführenden Artikel sollen sich einige weitere schliessen, die spezieller auf bestimmte Gebiete der Individualpsychologie eingehen werden. Nachrichten über etwa im Kreise unserer Leser angestellte Experimente oder sonstige Versuche zu unserem Thema werden uns sehr willkommen sein. Mitteilung durch Vermittelung der Redaktion erbeten. —

**) L. W. Stern, Ueber Psychologie der individuellen Differenzen. Ideen zu einer »Differentiellen Psychologie«. (Schriften der Gesellschaft für psychosogische Forschung. Heft XII.) Leipzig, Verlag von J. A. Barth, 1900.

nun auch die Individualpsychologie, bei der, gerade weil sie so allgemein menschliche Interessen berührt, doppelte Besonnenheit und Kritik im Vorwärtsschreiten nötig ist. Diese »differentielle Psychologie«*) hat nun im Wesentlichen drei Fragen zu lösen. 1. Worin bestehen die psychischen Differenzen der einzelnen Individuen, Völker u. s. w.? 2. Wodurch sind sie bedingt? (Durch Vererbung, Klima, Stand, Erziehung u. s. w.) 3. Worin äussern sie sich? »Hierher gehören jene freilich ungenügenden Versuche, aus Gesichtsschnitt, Handschrift und anderen Symptomen seelische Eigenschaften rückschliessend erdeuten zu wollen. Ganz allgemein gefasst würde sich hier eine psychologische Symptomenlehre und Diagnostik ergeben.«

Das erste der drei Probleme ist bisher am wenigsten beachtet worden, aber das wissenschaftlich wertvollste. Und ihm allein sind die Darlegungen gewidmet, die lediglich im Psychischen bleiben, also auf die Erklärung objektiver Bedingungen psychischer Differenzierung nicht eingehen. Stern meint gerade dadurch, dass er nicht die jetzt allgemein übliche psychophysische Fragestellung nimmt, sondern eine reserviertere, in gewisser Hinsicht vorbereitende, der Forschung einen neuen gangbaren Weg zu weisen.

Die psychische Differenzlehre soll die psychischen Besonderheiten, nachdem sie erkannt und beschriehen sein werden, als besondere Erscheinungsformen der allgemeinen psychischen Elemente, Gesetze, Funktionen und Dispositionen der generellen Psychologie nachweisen, sie in Typen einordnen, das Entstehen komplexer Typen aus diesen einfachen Typenformen untersuchen und so letzterdings uns das Wesen der Individualität erschliessen, die als Kreuzungsprodukt verschiedener Typen zu betrachten ist.

Daraus geht schon hervor, dass die »Eigenschaften« der vulgären Psychologie hier nur höchstens als Ariadnefaden in dem »Labyrinth seelischer Mannigfaltigkeiten« zur vorläufigen Orientierung dienen können, aber keineswegs etwa als Fundament der wissenschaftlichen Forschung. Heute steht die praktische Menschenkenntnis mit ihren zahlreichen Bezeichnungen charakteristischer Eigentümlichkeiten noch völlig abseits von jenen Begriffen, welche die wissenschaftliche generelle Psychologie geschaffen hat. »Zwei Gedankensysteme, die sich auf einen und denselben Gegenstand, nämlich die menschliche Psyche, beziehen, stehen sich völlig fremd gegenüber, ohne jeden Kontakt, ohne jede Spur von Solidarität.« Wir wissen nicht, wenn wir jemanden einen Pedanten nennen, in welcher besonderen Weise bei ihm die allgemeinen psychischen Gesetze und Funktionen sich vollziehen, in welcher besonderen Form sein Auffassen Vorstellen, Fühlen, Wollen sich abspielt.

»Die ‚Eigenschaften' der natürlichen Menschenkenntnis sind demnach nicht Erklärungsprinzipien, sondern erklärungsbedürftige Komplexe.« Wir dürfen also nicht mehr fragen, durch welche psychischen Eigenschaften sich die Menschen unterscheiden, sondern durch welche besondere Form der Erscheinung und des Zusammenhanges psychischer Elemente.

*) Stern wählt diesen Terminus im Gegensatz zur generellen Psychologie. Man wolle beachten, dass a[ls] Grundlage der Graphologie neben der Handschriftenkunde die Individualpsychologie zu betrachten ist, da die von Stern der »differentiellen Psychologie« zugewiesene Aufgabe, alle psychischen Differenzierungsmöglichkeiten überhaupt zu unterscheiden, also nicht nur die Unterschiede zwischen Individuum und Individuum, sondern auch die zwischen Völkern, Ständen, Geschlechtern, Tiergattungen u. s. w., für uns zu umfassend ist.

Zur Orientierung in der Mannigfaltigkeit seelischer Differenzen dienen die Typen, von denen hier wieder nur die rein psychologischen erörtert werden. Da nun jedes Individuum eine Anzahl solcher Typen in sich vereinigt, sind auch die Typenbeziehungen zu untersuchen; und wahrscheinlich wird es so sein, dass entweder die verschiedenen Typen nebeneinander stehen — Typenkomplex —, oder dass sie innerlich zusammengehören, durch einander bedingt sind — komplexer Typus. Nach dieser wissenschaftlichen Methode wird es wohl den populären aus der Antike übernommenen »vier Temperamenten« ähnlich gehen wie den »drei Weltteilen«, den »vier Elementen« und den »fünf Sinnen«, die allesamt der modernen Forschung zum Opfer gefallen sind. Bei der Erforschung komplexer Typen werden eine analytische Methode und eine synthetische sich ergänzen, was wohl keiner näheren Darlegung bedarf. —

Indem wir so von einfachen Typen ausgehen, kommen wir zu Typenkomplexen höherer Ordnung, zu komplexen Typen immer grösserer Komplikation und nähern uns dem eigentlichen Problem der differentiellen Psychologie, der Individualität, die als Kreuzungspunkt unzähliger Typen zu begreifen ist »L'individualité enveloppe l'infini« (Leibniz). Die Wissenschaft wird die Individualität nur charakterisiren, aber nicht erschöpfen können. Also hat die Individualpsychologie auch eine Grenze, da ja jedes Individuum »etwas Singuläres« ist, niemals restlos in Gesetzmässigkeiten und Typen aufgehen wird. Dieser letzte Wesenskern ist in wissenschaftlichen Begriffen unausdrückbar, ist ein Grenzbegriff, »dem die theoretische Forschung zwar zustreben, den sie aber nie erreichen kann«, ist, wie man sagen könnte, »die Asymptote der Wissenschaft«.

Das mehr oder minder häufige Vorkommen einer »Eigenschaft« verleitet dazu, diese als »normal«, jene als »abnorm« zu bezeichnen, häufig wird auch eine bestimmte Idealform als Norm hingestellt — es sei nur an den berüchtigten »Normalmenschen« erinnert, mit dem wir durch ein Gesetz beglückt werden sollten; natürlich giebt es dann so viele Normen als Ideale aufstellende Menschen »und so manche der postulierten Normalseelen dürften den Seelen ihrer Schöpfer nicht so ganz unähnlich ausfallen.« Was für den Mediziner selbstverständlich, dass nämlich eine Funktion innerhalb einer gewissen ‚physiologischen Breite' variiren kann, ohne ‚pathologisch' zu sein, das muss für den Psychologen noch ausdrücklich hervorgehoben werden Es ist also festzustellen, welche Strecke psychischer Erscheinungen und Funktionen als ‚normal' zu gelten habe — dazu muss aber erst die Aufgabe der differentiellen Psychologie gelöst sein. Und alsdann wird man das feinere ‚typisch-atypisch' an die Stelle der groben Scheidung ‚normal-abnorm' setzen müssen. »Innerhalb der Typen aber Bewertungen ihrer Normalität vorzunehmen, hat niemand a priori das Recht. Ist es normaler, visuell oder auditiv zu behalten, sanguinisch oder phlegmatisch temperiert zu sein? Hierfür wäre die Statistik der alleinige Maassstab; der Normalitätsgrad einer Differenzierungsform ist — so könnte man vielleicht formulieren — proportional ihrer Häuffgkeit.« Dass hierdurch die Grenzen zwischen Normalität und Abnormität fliessende werden, ist kein Mangel und kann keiner sein, da diese Verwischung eben objektiv vorhanden ist.

Nachdem Stern so das Wesen und die Aufgaben der differentiellen Psychologie gezeichnet hat, giebt er eine Darstellung ihrer Methoden, die wesentlich

dieselben sind, wie diejenigen der generellen Psychologie: Selbstbeobachtung' Beobachtung anderer, Verwertung von Geschichte und Poesie, Kulturstudium, Massenprüfung (Enquête) und Experiment.

Die fünf ersten Methoden behandelt Stern nur kurz, um so ausführlicher dagegen die letzte. Von der Selbstbeobachtung sagt er, sie könne uns nie und nimmer zu einer differentiellen Psychologie führen, da sie uns nur in unsere eigene Psyche Einblick gewähre, welcher Mangel übrigens auch die generelle Forschungsweise trifft. Bekundungen der Selbstbeobachtung dürfen weder generalisiert noch differenziert werden, was aber beides trotzdem öfters geschieht. In einem Falle ist eine Ausnahme möglich: die Selbstbeobachtung »vermag uns zu zeigen, wie ein und dasselbe psychische Prinzip in uns zu verschiedenen Zeiten verschieden funktioniert.« Andererseits kann die Selbstbeobachtung sehr wohl als Prüfstein dienen, sie kann »die Mittel liefern, um eine an anderen konstatierte individuelle Eigenart in ihre Elemente aufzulösen und auf ihre generellen Grundlagen zurückzuführen«. Natürlich, denn die Fähigkeit, das an anderen Beobachtete innerlich nach- und durchzuerleben, ist ja das einzige Mittel, es zu verstehen.

Der eben schon erwähnten Beobachtung anderer gesteht auch Stern einige Bedeutung zu. Der Pädagoge, der Arzt, der Richter, der Geistliche etc haben mannigfachste Gelegenheit zum Studium der Individualität verschiedenartigster Menschen, und doch ist hier wissenschaftlich noch nichts geleistet. Der Beobachter bedarf hier neben intuitiver Menschenkenntnis der Schulung im theoretisch-psychologischen Denken. Vor allem aber werden anormale Individuen wertvolles Material über anormale Differenzierung seelischen Lebens bieten, besonders Geisteskranke und Mindersinnige, Blinde, Taubstumme etc. dann aber auch die ‚Spezialgenies', Rechenkünstler, Wunderkinder, Schach-Blindlingsspieler, Taschenspieler, Gedankenleser u. s. w.

Als dritte Methode ist die Verwertung von Geschichte und Poesie angeführt. Bei der Erforschung des geschichtlichen Individuums ist man auf sekundäre Beobachtung angewiesen. Neben den Vorzügen einer solchen »Heldenpsychologie«, allen interessant zu sein, dürfen die Gefahren aber keineswegs ausser Acht gelassen werden, dass namentlich die grundlegenden Beobachtungen aus Gesichtspunkten heraus gemacht worden sind, welche mit denen der Wissenschaft, oder doch der Psychologie, nichts zu thun haben. — Das ‚fingierte Individuum' ist beinahe mit noch grösserer Vorsicht aufzunehmen. »Aus dichterischen Phantasiegebilden wissenschaftliche Schlüsse ziehen, hiesse gemalte Kühe melken wollen« Dagegen sind die Schöpfungen des Dichters überaus wertvoll als Paradigmata; an ihnen kann man oft aufs Beste deutlich machen, was auf wissenschaftlichem Wege unzweifelhaft festgestellt ist. »Die Beziehung zwischen Genie und Wahnsinn, zwischen übernormaler und anormaler Entwicklung der Individualität, man darf sie nicht durch den Shakespeareschen Hamlet wohl aber an ihm demonstrieren, so bald man glaubt, sie in der realen Wirklichkeit nachgewiesen zu haben.« Beweiskräftig können dichterische Gestalten zuweilen wenn auch nicht für die dargestellte, so doch für die darstellende Psyche des Dichters sein. —

Das Kulturstudium liefert der differentiellen Psychologie ein ungeheures noch wenig bearbeitetes Material aus. In der Kultur objektiviert sich der Geist der Menschen, die sie schufen. Die psychischen Differenzierungen dieser vielen

Menschen und namentlich Menschengruppen, Völker, Rassen, Geschlechter u s. w. gilt es zu erforschen. Die Völkerpsychologie, die Steinthal, Lazarus, Max Müller begründet haben, ist eine generelle aber keine differentielle; sie giebt uns z. B. eine Psychologie der Sprache, aber nicht der Sprachen. Gerade hier aber beispielsweise ist für eine differentielle Psychologie sehr viel zu leisten möglich. Nirgends fast sind die Differenzen nach Form und Inhalt so augenfällig wie bei der Verschiedenheit der Sprachen.

Als fünfte Methode führt Stern die zwischen Beobachtung und Experiment stehende Enquête, die Massenprüfung an. Sie ist in der bislang geübten Weise einer Spielerci ähnlicher als wissenschaftlicher Forschung und daher auch meist abgelehnt worden. Aber dennoch giebt es Probleme, die ohne Prüfung einer grösseren Anzahl von Personen ihrer Lösung nicht nähergebracht werden können. Hier soll nun der Psychologe bei der Enquête, auf die er in solchen Fällen angewiesen ist, die Mitarbeit anderer geschulter Fachmänner in Anspruch nehmen. Denn zehn Psychologen z. B. werden sich eher darüber verständigen, was sie gegebenen Falles als ‚musikalisch' bezeicanen wollen, wie etwa 100 Versuchspersonen, denen man Fragebogen mit der Frage: »Sind Sie musikalisch?« zuschickt! Letztere werden sicher nicht viel weniger als 100 verschiedene Auffassungen davon haben.

»Die reichste Ausbeute für unsere Zwecke verspricht die Methode des Experiments.« Jeder, der eiumal generell-psychologische Experimente vorgenommen hat, wird immer mit Bedauern selbst in den bestgelungensten Experimenten eine Fehlerquelle entdeckt haben — die individuelle. Diese ist für uns selbständiges Problem, und die Unregelmässigkeiten, die der nach generellen Resultaten Forschende fand, sind für uns die Fingerzeige, wo wir am aussichtsvollsten mit der differentiellen Forschung einsetzen könnten. Stern kommt dann zu einer scharfen Verurteilung der sogenannten »mental tests«, Seelenprüfungen, die namentlich von den französischen Forschern Binet und Henri propagiert werden. Wir wollen über diese in einem folgenden Artikel etwas ausführlicher sprechen, schalten daher hier die bezüglichen Stern'schen Ausführungen, sowie im Folgenden unsere Meinung darüber vorläufig aus. —

Haben wir so unseren Autor wie wir glauben, reichlich und gerecht zu Worte kommen lassen, so sei uns nun gestattet, unsere Meinung über den behandelten Gegenstand kurz zum Ausdruck zu bringen. Dabei sei gleich bemerkt, dass wir uns eine Darstellung des speziellen Teiles des Stern'schen Buches, wie auch unsere Ansicht über die speziellen Fragen für einen späteren Artikel vorbehalten in dem dann ein allgemeiner Ueberblick über alles auf unserem Gebiet thatsächlich bereits Geleistete geboten werden soll.

In der Bestimmung des Wertes und der Aufgaben der differentiellen Psychologie können wir Stern in den meisten Punkten folgen; entgegentreten aber müssen wir seiner Ablehnung einer psychischen Diagnostik.

Wenn wir uns genau prüfen, auf welche Ursprünge diejenige oft subtile Kenntnis unserer Nebenmenschen zurückweist, die für unser Verhalten im Leben bestimmend ist, so werden wir einsehen, dass unwillkürliche Physiognomik (das Wort im weitesten Sinne verstanden) hier die Hauptrolle spielt. Wir alle sind Physiognomiker und ziehen Schlüsse aus dem Eindruck, den Mienenspiel, Gesten Organ, Gang, Haltung etc. eines Menschen auf uns machen, wenn uns auch die Etappen dieses Verfahrens nicht bewusst sein mögen. Dass dessen ungeachtet,

die wissenschaftliche Physiognomik bisher nicht sehr weit kam, liegt in erster Linie an der oft bemerkten Vergänglichkeit physiognomischer Kennzeichen. Gerade darin macht die Handschrift eine Ausnahme. Wir haben in ihr einen der exakten Untersuchung zugänglichen — weil messbaren — Niederschlag individuell deutbarer Bewegungseigenarten des Menschen. Wir glauben nicht zu irren mit der Annahme, dass die Stellung Dr. Sterns in diesen Dingen zusammenhängt mit der noch von der Vorherrschaft der Naturwissenschaften herrührenden Ueberschätzung des Experiments.

Dem gegenüber geht unsere Ansicht dahin, dass Selbstbeobachtung und Beobachtung anderer die Methode aller Psychologie bleiben wird. Schliesslich ist ja das psychologische Experiment auch nur eine Beobachtung anderer, und seine Mängel erhellen schon aus dem Umstande, dass es eine Beobachtung künstlich herbeigeführter psychischer Zustände ist Ganz abgesehen davon nun, dass gerade die komplizierteren seelischen Zustände sich jeder absichtlichen Herbeiführung völlig entziehen, muss doch zugegeben werden, dass in jedem Falle die Untersuchung eines psychischen Zustandes, in den der Prüfling zwangsweise sich versetzen muss, etwas Missliches hat. Bei ganz einfachen Zuständen ist es ja fraglos vorteilhafter, nicht erst ihr Eintreten abzuwarten, sondern sie willkürlich herbeizuführen und so zum Gegenstand der Beobachtung zu machen. Insoweit bedarf also das Experiment nicht der Rechtfertigung -- es ist nur eine willkürlich ermöglichte Beobachtung. Weiter aber hat es nicht viel Berechtigung, kann keine haben, eben weil Liebe und Hass, ja noch weit einfachere Affekte sich nicht behufs experimenteller Prüfung herbeiführen lassen.

Daher dürfte dem Experiment nur ein verhältnismässig sehr kleines Gebiet der psychologischen Forschung, freilich zum Teil ein grundlegendes, offen stehen im übrigen aber werden Beobachtung und Selbstbeobachtung die einzige Methode bilden, über die primitivsten Einsichten hinauszukommen.

Enquête (Massenbeobachtung bzw. Selbstbeobachtung) und Kulturstudium scheinen uns nur sehr mit Vorsicht psychologisch verwertbar zu sein; Geschichte und Poesie würden wir lediglich paradigmatisch gelten lassen. Die Geschichte angesichts der absoluten Unmöglichkeit, auch nur über eine geschichtliche Persönlichkeit ein von mehr oder minder groben Zweifeln freies Bild zu gewinnen — »l'histoire n'est qu'ne fable convenue« (de Fontenelle) — und die Poesie aus den naheliegenden Gründen, wobei wir auch Diltheys von Stern angeführte Ansicht nicht annehmen könnten, dass dichterische Gestalten zuweilen für die darstellende Psyche des Dichters beweiskräftig seien. Gewiss kommt es oft vor, dass ein Dichter ‚sich selbst zeichnet', aber das gehört einfach ins Kapitel Selbstbeobachtung und wäre noch mit grosser Reserve aufzunehmen, weil wir in der geschilderten Psyche doch nur sehr, sehr selten eine völlig aufrichtige Selbstdarstellung (die dem Dichter ja gar nicht Zweck ist!) vor uns haben.

So bleiben uns also wesentlich nur Beobachtung und Selbstbeobachtung. Obwohl nicht geleugnet werden soll, dass heute beide bisweilen recht plump angewandt werden, möchten wir doch der Charakterkunde, die kraft des von Dr. Stern so geschmähten »gesunden Menschenverstandes« erworben wurde, mehr Berechtigung einräumen. Freilich soll eine streng wissenschaftliche Charakterforschung voraussetzungslos und unbeeinflusst von mehr oder weniger fragwürdigen Kenntnissen vorgehen, aber wir werden doch das alte Haus nicht

niederreissen, bevor das neue gebaut ist, zumal wir in dem alten, wenn auch unter Entbehrungen, leidlich wohnten.

Herr Dr. Stern irrt wohl sicher, wenn er glaubt, das Fehlen einer Individualpsychologie sei von den Graphologen nie bemerkt worden und diese hätten immer geglaubt, mit den alltäglichen Kenntnissen von den individuellen Verschiedenheiten auszukommen, und dass eben dieser Irrtum u. a auch der Graphologie den Weg zur exakteren Durchführung versperrt habe — o nein! Die in dem alten Hause wohnten, empfanden sehr wohl seine Mängel, und dass sie diese empfanden, hat zunächst ein Ausbessern, eine bedeutende Vertiefung jener Kenntnisse, und sodann auch den Wunsch nach einem Neubau, das Streben nach einer wissenschaftlichen Individualpsychologie gezeitigt; dafür ist wohl schon die Thatsache Beweis, dass dieser Aufsatz wie manche andere characterologischen Inhalts an dieser Stelle erscheinen konnten*).

Die Graphologen werden sicher nicht die letzten sein, die auf der von Dr. Stern gewiesenen neuen Bahn zur Erforschung eines bedeutsamen Problems »rastlos, aber hastlos« fortschreiten werden, auch wenn die graphologische Praxis daran zunächst weniger Interesse hat. Arbeitet doch auch der Mediziner an Theorien, deren praktische Verwertung oft lange noch nicht abzusehen ist; und alle bisher erschienenen Hefte dieser Revue sind ja Beweis dafür, dass auch in unseren Reihen die theoretische Forschung an erster Stelle steht.

Werden wir also auch inzwischen mannigfach unsere Bahnen gehen müssen so anerkennen wir dabei durchaus das Verdienst Sterns, uns andere gezeigt zu haben, an deren Bau wir mitarbeiten werden, um sie für uns passierbar zu machen.

*) Vergl. die früher an dieser Stelle erschienenen Arbeiten von Dr. L. Klages, Zur Menschenkunde. Graph. Monatsh. Jahrg. 1899 Seite 8—11 28—32. 41—42.

Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Goethe und Eckermann als Handschriften-Betrachter. Vor mehreren Jahren bereits wurden von Isabella Ungern-Sternberg*) zwei Stellen in Eckermann's „Gespräche mit Goethe" nachgewiesen, welche wertvolle Belege waren für Goethe's gelegentliche charakterologischeHandschriften Betrachtung. Leider war die Wiedergabe des Textes mangelhaft, wahrscheinlich infolge seiner Veröffentlichung in einer französischen Zeitschrift; aus dem gleichen Grunde dürften die beiden Stellen auch vielen deutschen Graphologen noch unbekannt sein. Wünschenswert erschien es uns daher, diese beiden Aeusserungen Goethe's einmal wörtlich genau in unserer Zeitschrift mitzuteilen und gleichzeitig auf Grund des erwähnten Quellenwerkes eine Darstellung von „Goethe und Eckermann als Handschriften-Betrachter" zu geben; wir fanden nämlich in jenen „Gesprächen" noch mancherlei beachtenswerte Notizen über Schreiben, Autographen und Handschriften-Charakter, welche nicht nur Goethe's Interesse uud Verständnis für diese Dinge und Probleme beleuchten, sondern auch zeigen, dass er hierin nicht allein stand.

Eckermann's Aufzeichnungen umfassen die Zeit vom 10. Juni 1823 bis zu Goethe's Tode. Die Sitte der Stammbuch-Eintragungen war zwar damals noch allgemein. Über Goethe's Stammbuch berichtet Eckermann nirgends; wohl aber erwähnt er Goethe's Eintragüngen in die Stammbücher von Freunden und Verehrern verschiedentlich**).

1.) — 25. Febr. 1824. — „Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worein er sehr schöne Verse geschrieben". — (I. S. 92)

2.) — 24. September 1827. — „Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben." — (I. S. 273).

3.) — 21. April 1830.—„Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ichs merke.
Hiob.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830

Goethe."
(II. S. 141).

4.) März 1832. — „Der letzte Fremde, den Goethe gastfreundlich bei sich bewirtete, war der älteste Sohn der Frau von Arnim; das letzte, was er geschrieben, waren einige Verse in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes. — (II. S. 246).

Wir sehen aus diesen Stellen, dass Goethe den Stammbüchern einigen Wert beimass, sei es zunächst auch nur als bleibenden Zeichen des fliehenden Lebens; er veranlasste hierzu auch Eckermann durch sein Geschenk und beachtete sogar die Eintragungen in dem Stammbuche seines Enkels Wolf:

20. Juni 1827. — „Der Kanzler liess sich melden und trat herein und setzte sich zu uns an den Tisch. So kamen auch Goethes Enkel, Walter und Wolfgang, nacheinander gesprungen. Wolf schmiegte sich an den Kanzler, „Hole dem Herrn Kanzler", sagte Gothe, „dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzess und was dir der Graf Sternberg geschrieben." Wolf sprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Kanzler betrachtete das Porträt der Prinzess mitbeigeschriebenen Versen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inschrift und las laut heraus: Lerne gehorchen!

„Das ist doch das einzig vernünftige Wort", sagte Goethe lachend, „was in dem ganzen Buche steht. Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig." — (I. S. 256.)

Diese Bemerkungen sprechen freilich nicht dafür, dass Goethe in den Stammbüchern auch wichtige Sammelstätten für handschriftliche Charakter-Dokumente erblickte. Ueberhaupt scheint Goethe diesen Wert der Autographen auch nicht bei seiner eigenen Sammlung sonderlich im Auge gehabt zu haben; übrigens wird diese nur einmal und zwar ganz gelegentlich von Eckermann erwähnt (2. April 1829; II S. 65), nirgends aber berichtet er davon, dass Goethe ihm die Sammlung gezeigt habe; ein (Facsimilen-?) Album jedoch scheint den Besuchern leicht zugänglich gewesen zu sein:

Montag, den 9. Februar 1823. — „Abends bei Goethe, den ich allein fand in Gesprächen mit Meyer. Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften, wie z. B. von Luther, Erasmus, Mosheim und andern." — (III. S. 11).

Goethe betrachtete solche Sammlungen und Stammbücher wohl öfter und auch mit Freunden des Hauses; dabei mag dann die Eigentümlichkeit einiger Handschrif

*) Vgl. „La Graphologie". 1892. S. 254/55.
**) Wir citieren Eckermann's „Gespräche mit Goethe" nach Moldenhauer's Ausgabe. — Reclam, Leipzig. 1885. 3 Bände.

gefallen und besprochen worden sein. Goethe liebte auch das gelegentliche Vorzeigen einzelner Briefe, Schriftstücke u. dgl., die meist ihn selbst irgendwie betrafen; die Betrachtung solcher Dokumente führte gelegentlich zu einigen graphischen und charakterologischen Bemerkungen. Diese sind aber in den Gesprächen vielfach so wiedergegeben, dass Eckermann als ihr Urheber erscheint; nur an den drei folgenden Stellen sehen wir Goethe selbst als Handschriften-Deuter.

1.) 18. Januar 1825. — Goethe über Schiller's Briefe: „Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen', welche die französische Litteratur jener Zeit darstellen, und die er Schillern in Manuskript zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es spät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen." — (I. S. 146).

2.) 2. April 1829. — „Sehen Sie sich einmal um", fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte."

„Dieses blaue Briefcouvert?" sagte ich.

„Ja", sagte Goethe. „Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es gross und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merck könnte so geschrieben haben" sagte ich.

„Nein", sagte Goethe. „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei diesem Couvert begünstigt, sodass die Schrift ganz seinen grossen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen." — (II. S. 65.)

3.) 27. Januar 1830. „Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Faksimiles der Handschriften, die wir betrachten und auf den Charakter schliessen.' — (II. S. 198.)

Häufig noch berichtet Eckermann über Schriftstücke u. dgl., die ihm Goethe gezeigt habe; auch einige graphische Bemerkungen über Handschriften finden sich; sie gehen aber, wie gesagt, von Eckermann aus, in dem wir also auch auf diesem Gebiete den gelehrigen, strebsam-receptiven Schüler Goethe's sehen dürfen. — Im Folgenden bringen wir alle Stellen zum Abdruck, die das Vorzeigen von Schriftstücken betreffen.

4.) 26. Mai 1823. — „Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine „Elegie von Marienbad" . . . . .

. . . Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Aeussern, dass er dieses Manuskript vor allen seinen übrigen besonders werthalte." — (I. S. 59|60.)

5.) 6. Mai 1824. — „Er zeigte mir diesen Morgen grosse Konvolute seiner Korrespondenz, die er im sogenannten Büstenzimmer hatte auseinanderlegen lassen. ‚Es sind dies alle Briefe", sagte er, „die seit Anno 1780 von den bedeutendsten Männern der Nation an mich eingegangen. Es steckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es soll ihre öffentliche Mitteilung Euch künftig vorbehalten sein., — (I. S. 119).

Diese Stelle erscheint uns in zwiefacher Hinsicht wichtig, Goethe verbrannte 1779 ‚alle alten Schalen" und 1797 alle an ihn seit 1772 gesendeten Briefe „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung"; jetzt aber, 1824!, zeigt er Eckermann ‚alle Briefe, die seit Anno 1780 von den bedeutendsten Männern der Nation an mich eingegangen" sind und erblickt in ihnen nur einen „wahren Schatz von Ideen" Bei dem Autodafé von 1779 dürften also auch die inhaltlich wertvollen Briefe verbrannt worden sein; 1797 aber entgingen derartige Schriftstücke dem Feuertode und ebenso wie damals, schätzt sie Goethe im Jahre 1824 nur wegen ihres Inhaltes und ihres berühmten Ursprunges; eine besondere graphisch-charakterologische Bedeutung scheinen sie ihm n i c h t zu haben, wenigstens erlauben die hier besprochenen Stellen keinen anderen Schluss. —

6.) 26. März 1826. — „Goethe war heute bei Tische in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein sehr wertes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift der Dedikation seines ‚Sardanapal‘. Er zeigte sie uns zum Nachtisch, indem er zugleich seine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wiederzugeben. „Du siehst, liebes Kind“ sagte er, „ich habe jetzt alles beisammen, was auf mein Verhältnis zu Byron Bezug hat, selbst dieses merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarerweise zu mir, und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief.“ . . .

Nachdem wir vom Tische aufgestanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus seiner Arbeitsstube ein rotes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenster trat und es auseinanderlegte. „Sehen Sie“, sagte er, „hier habe ich alles beisammen, was auf mein Verhältnis zu Lord Byron Bezug hat. Hier ist sein Brief aus Livorno, dies ist ein Abdruck seiner Dedikation, dies mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Konversationen geschrieben; nun fehlt mir bloss sein Brief aus Genua, aber sie will ihn nicht hergeben.“

Goethe sagte mir sodann von einer freundlichen Aufforderung, die in bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn sehr angenehm berührt habe. Sein Geist war bei dieser Gelegenheit ganz von Byron voll und ergoss sich über ihn, seine Werke und sein Talent in tausend interessanten Aeusserungen..“ (I. S. 179).

Mit einigem Erstaunen vermissen wir hier eine Bemerkung über die charakteristische nervös-unstäte Handschrift Byron's; dieser Mangel darf nicht übersehen werden.

7.) 25. Juli 1827. „Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm grosse Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift etwas sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen.“ — (III. S. 123).

8.) 8. April 1829. „Goethe sass schon am gedeckten Tische, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten“, sagte er, „woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern . . . — Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie!“

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datiert Rom den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben.“ (II. S. 81.)

9.) 11. April 1829. — Nach Tische und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich grosse Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Strassburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im Dezember. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von grossen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letztern zeigen sich schon Spuren von „Werther“; das Verhältnis in Sesenheim ist angeknüpft und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süssesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethes Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wieder- holt zu lesen, und verliess Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.“ — (II. S. 95/96.)

10.) 31. Jan. 1830. „Er zeigte uns darauf das erste Manuskript seines ‚Götz von Berlichingen‘, das ganz in der ursprünglichen Gestalt, wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schrift immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuskript war sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Korrektur, sodass man es eher für eine Kopie als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Nachdem wir das Manuskript des ‚Berlichingen‘ genugsam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner ‚Italienischen Reise‘ In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden sich in Bezug auf die Handschrift die selbigen guten Eigenschaften wie bei seinem Götz‘. Alles ist entschieden, fest und sicher, nichts ist korrigiert, und man sieht, dass dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde.“ — (III. S. 199.)

Die letzten vier Stellen bringen einige allgemeine Bemerkungen über die graphischen Eigentümlickeiten der vorgezeigten Schriftstücke; die bezüglichen charakterologischen Folgerungen sind nicht scharf gezogen, sondern nur angedeutet. Dennoch dürfen wir diese Stellen als Beweise dafür ansehen, dass im Hause Goethe bei Handschriften-Betracht

ungen auch die graphische Eigenart nicht unbeachtet blieb; nichts aber berechtigt zur Annahme einer dort bereits vorhandenen principiellen Auffassung und gründlichen Erörterungen des vielseitigen Problems Handschrift und Charakter": nur allgemein graphische und seltene charakterologische Bemerkungen wurden gemacht, wobei die äusseren Schreibumstände und der Schrift-Inhalt meist übergebührlich berücksichtigt werden. Das Interesse für Autographen bedeutender Menschen scheint zunächst zu einer verehrungsvollen Betrachtung der Schriftstücke geführt zu haben: Erinnerung und Erwägung mancher Umstände ihrer Entstehung erregte wohl erst später den Gedanken an Abhängigkeiten der Schriftgestaltung von Papier, Feder und Stimmung.

Zum Schluss citieren wir noch diejenigen zwei Stellen, welche Eckermann's feines Verständnis für Goethe's Autographen-Sammeln und Handschrift zeigen.

1.) 1. Januar 1831. — § 10 der Bemerkungen über die künftige Redaktion von Goethe's Briefen: ‚In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Mensch engebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden indem sie als durchaus charakterisierend und liebenswürdig erscheinen." — (II. S. 176).

2.) 1. April 1831. — „Goethe zeigte mir darauf von demselbigen Künstler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein Gebäude im gotischen Stil . . . ‚Herr von Reutern wünscht', sagte Goethe, ‚dass ich ihm in die freigelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, dass ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zweck einige Verse gedichtet und schon gedacht, ob es nicht besser sei, sie durch die Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu und was raten Sie mir?'

„Wenn ich Herr von Reutern wäre", sagte ich, so würde ich unglücklich sein wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich wenn es von Ihrer eigenen Hand geschrieben wäre. Der Maler hat Kunst genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu sein, es kommt blos darauf an dass sie echt, dass sie die Ihrige sei. Und dann rate ich sogar, es nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben weil Ihre Hand darin sehr eigentümlichen Charakter hat, und es auch besser zu der gotischen Umgebung passt."

„Sie mögen recht haben", sagte Goethe, ‚und es ist am Ende der kürzeste Weg, dass ich, so thue. Vielleicht kommt mir in diesen Tagen ein mutiger Augenblick, dass ich es wage. Wenn ich aber auf das schöne Bild einen Klecks mache", fügte er lachend hinzu, „so mögt Ihr es verantworten."

„Schreiben Sie nur, sagte ich, ‚es wird recht sein, wie es auch werde." – (II. S. 231/232).

Wir werden später noch andere Belege bringen für Goethe's seltsame Bevorzugung der Kalligraphie vor der eigenen zwanglosen Handschrift. So dürfte selten ein Autographen-Sammler denken, zumal wenn gleichzeitig Verständnis für den charakterologischen Wert der Handschriften vorhanden wäre.

Hans H. Busse.

Litteratur.

Pierrys „Anleitung zu geistigen Höchstleistungen" in ihren Beziehungen zur Graphologie.

Wenn es schon ein erfreuliches Zeichen ist, dass sich ein wissenschaftliches Buch in einem besonderen Kapitel „Erlangung von Menschenkenntnis" mit der Graphologie befasst, so liegt doch die grösstmögliche Anerkennung unsrer jungen Wissenschaft in dem gesperrt gedruckten Ausspruche des Verfassers: „Die einzige, sichere, wissenschaftliche Grundlage der Menschenkenntnis im eigentlichen Sinne ist die auf Deutung der Handschrift beruhende Graphologie."

Dieser Satz findet sich in dem soeben im Modern-medizinischen Verlag, Leipzig erschienenen Werke „Spezielle Anleitung zu geistigen Höchstleistungen" von Dr. W. Pierry. Die ganze Anlage des Buches lässt auf ein umfassendes Wissen und aufmerksame Beobachtung derjenigen Gebiete des Lebens schliessen, die sich in aussergewöhnlichen Erscheinungen und Leistungen des Geistes äussern. Mit grossem Fleis hat er eine Menge Citate und Begebenheiten aus dem Leben grosser Männer gesammelt, die ihm eine Quelle zu den verschiedensten Vorschlägen werden, wie auch der Durchschnittsmensch sich bis zur Höhe der Genies emporarbeiten kann, deren phänomenale Leistungen uns in Erstaunen setzen. Die Befolgung einer allgemeinen Lebens-Diätetik neben einer Unmenge kleiner Kunstgriffe rücken uns dies Ziel schon nahe bis uns der zweite Teil des Werkes den Weg zur Erlangung einzelner geistiger Höchstleistungen weist. Von den mannigfaltigen Gebieten, die hier teils gestreift, teils ausführlich behandelt werden, wie Sprech-, Schreib- und Redegewandtheit in fremder und in der Muttersprache, die Kunst des Disputirens (mit 38 sophistischen Kunstgriffen), des Gedächtnisses (Mnemotech-

nik), die unbewusste Gehirnthätigkeit, Gedankenlesen u. s. w. interessirt uns natürlich am meisten das Kapitel über Erlangung von Menschenkenntnis. Als Grundregel stellt Pierry hier die Forderung Platos „Erkenne Dich selbst" auf, um von sich auf Andere schliessen zu können, kommt auf die Physiognomik der Alten und schliesslich auf die Gall'sche Schädellehre, die Phrenologie zu sprechen. Eine untrügliche Menschenkenntnis auf Grundlage der Physiognomik, die vor streng-wissenschaftlicher Prüfung nicht standhalten kann, sei jedoch nicht zu erreichen. Hier helfe allein die Schriftdeutung. Nachdem der Verfasser als Beleg eine längere Stelle aus Preyer zitirt hat, kommt er zu dem unbestreitbaren Satze: „Je ausgeprägter die Individualität eines Menschen, desto weiter entfernt ist seine Handschrift von der konventionell-kalligraphischen." Die folgende kurze Anleitung zur Ausübung der Graphologie bietet nichts Neues, sondern steht im Gegenteil eher auf einem bereits etwas veralteten Standpunkte. Die Anlehnung an Langenbruchs „Graphologische Studien" liess auch kaum mehr erwarten, doch ist es mit Freuden zu begrüssen, dass der Verfasser in richtiger Erkenntnis der Mängel der alten Schule — vielleicht unbewusst — sich von Zeichendeuterei ziemlich emanzipirt hat. Dass er von den neuen Bahnen auf streng-wissenschaftlicher Grundlage, welche die Graphologie seit Begründung der D. g. G. und infolge Busse's „Handschriften-Deutungskunde" wandelt, noch nichts weiss, ist zwar bedauerlich, wenn auch bei seinem horazischen Grundsatze „Nonum prematur in annum" erklärlich. Einer vielleicht analogen Unterlassungssünde macht sich der Verfasser übrigens auch bei dem Kapitel „Mnemotechnik" schuldig, wo als letztes Werk Weber-Rumpe genannt, Poehlmanns Gedächtnisslehre aber mit keinem Worte erwähnt wird.

Das Buch würde somit kaum einer eingehenderen Besprechung in einem spezifisch graphologischen Blatte wert sein, wenn es nicht eine ganze Reihe Momente enthielte, die für den ausübenden Graphologen sowohl wie für den forschenden Charakterologen von Belang und Interesse sind. Im Gegensatz zu Lombroso vertritt die deutsche graphologische Schule bekanntlich die Ansicht, dass das Genie als solches aus der Handschrift nicht erkannt werden kann. Interessant sind nun die Untersuchungen Pierry's darüber, welche seelischen Eigenschaften die Erschliessung der verschiedenen Talente zum Genie ermöglichen und fördern. Lombroso sieht den Unterschied, der den hochbeanlagten vom gewöhnlichen Menschen trennt, darin, dass jener eine grössere Feinfühligkeit besitze, als dieser. Der begabte Mensch fühle mehr, lebhafter und andauernder, als die Uebrigen. In der Handschriften-Deutungskunde sind wir gewohnt, die Intensität des Gefühlslebens zum Neigungswinkel in Beziehung zu setzen; das ist nicht ganz richtig — der Neigungswinkel giebt uns bloss Aeusserungen dieser Intensität. Wäre das nicht der Fall, so könnten die Genies — die Richtigkeit der logisch wohl kaum anfechtbaren Behauptung Lombroso's vorausgesetzt — nicht so grundverschiedene Neigungswinkel in der Schrift aufweisen. Etwas weiter kommen wir auf einem anderen Wege. Professor Forel behauptet in einem Aufsatz, in welchem er den Unterschied zwischen Talent und Genie bespricht, das rezeptive (sammelnde) Talent arbeite sicher und leicht, assimilire rasch grosse Leistungen anderer, das Genie dagegen gehe triebartig bedingt, schöpferische eigene Wege. Dies ist im Grunde weiter nichts, als der Unterschied zwischen mehr deduktiver und mehr intuitiver Sinnesart. Es wäre nun eine Thorheit, das Vorhandensein dieser Eigenschaften zum Anzeichen für Talent oder Genie zu stempeln, und an der Hand von Beispielen weist Pierry in der That nach, dass auch das Genie eines emsigen logischen Bemühens zu phänomenalen Leistungen bedürfe. Feststehen scheint mir desshalb, dass weder völlig deduktive noch völlig intuitive Intelligenz zur Genialität gehört, sondern vielmehr eine glückliche Vereinigung beider Denkarten. Dafür spricht auch die Thatsache, dass die Handschriften der Genies weder ganz zusammenhängende, noch auffallend stark isolirt stehende Schriftzeichen aufweisen. Diese Schreibart dürfte also eine conditio sine qua non für den Schluss auf Genialität bedeuten. Des weiteren gibt uns Pierry die Komponenten der einzelnen Talente an, so dass es nunmehr dem Graphologen möglich ist, gewisse Talente aus der Handschrift zu erschliessen.*) Ob dieses allerdings ausgeübt wird, oder nicht, ist eine andere Frage, die vielleicht nur durch die sogenannten Berufszeichen beantwortet wird. Als Beispiel diene das musikalische Talent. Pierry fordert von ihm die seelischen Eigenschaften: Erregbarkeit, Phantasie, Drang zum Schaffen, Fleiss, die sich bekanntlich alle mit Sicherheit aus der Handschrift entziffern lassen. Als Vorbedingungen giebt er an: Tonsinn, Sinn für Rhythmus und Tongedächtnis. Graphologische Merkmale dafür sind mir nicht bekannt; liesse sich nachweisen, dass solche überhaupt nicht gefunden werden können, so behielte die oben erwähnte Ansicht,

*) Wir müssen diese Anschauung des Verfassers abgesehen von den erwähnten Berufszeichen, die auf bestimmte geistige Umgangsgewohnheiten deuten, principiell bezweifeln. Die Red.

Genie und Talent seien aus der Handschrift nicht zu erkennen, Recht. Jedenfalls haben wir aber aus Pierry's Zerlegung einen Vorteil für die negative Charakteristik gewonnen, indem das Fehlen der betreffenden seelischen Eigenschaften das entsprechende Talent ausschliesst. Aehnliche Definitionen versucht der Verfasser für das Talent zu den bildenden Künsten, zur wissenschaftlichen und kaufmännischen Begabung, die das Buch für den Charakterologen jedenfalls recht lesenswert machen. Alle diese für die Graphologie interessanten Momente desselben herauszuholen und die Richtigkeit der Behauptungen an Beispielen nachzuweisen, ist jedoch nicht der Zweck dieser bloss hinweisenden Besprechung. Das zu thun sei einer berufeneren Feder vorbehalten

W. Wildt.



…erantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Das Material zur Charakterkunde.

Von Dr. Georg Meyer (Berlin).

Das Problem von der Individualität liegt — eine Folge der ganzen Zeitentwickelung — seit vielen Jahren in der Luft. Immer zahlreicher wurden die Ansätze, ihm näher zu treten. Künstler, Gelehrte, Juristen, Pädagogen, alle suchten sie von ihrem Standpunkt aus Eingang in das interessante Gebiet zu gewinnen. Jedoch blieben die Bemühungen im Allgemeinen auf einem recht dilettantischen Niveau stehen. Vielleicht durch diese Einmischung der Laien voreingenommen [1]), z T. aber durch die offenbaren Schwierigkeiten abgeschreckt, verhielt sich die offizielle Wissenschaft lange Zeit ablehnend. Erst in den 90 er Jahren begann bei ihr die Einsicht zu tagen, dass sie ihre Augen dem emporstrebenden Wissensgebiet gegenüber nicht länger verschliessen könne. Zuerst in Frankreich (Binet, Henri), dann auch in Deutschland fingen die Psychologen von Fach an den individuellen Erscheinungen, dic ihnen bis da nur als störende Faktoren bei ihren generell-psychologischen Untersuchungen aufgestossen waren, mehr Beachtung zuzuwenden und ihre experimentellen Methoden auf die Untersuchung einiger individueller Eigenschaften zu übertragen. Die Psychiatrie, die eigentlich schon von jeher Ursache und Gelegenheit genug gehabt hätte, sich mit dem Gegenstand zu befassen, war — von anatomischer Kleinarbeit in Anspruch genommen — völlig stumm geblieben, bis Kraepelin (1896) auch hier bahnbrechend vorging [2]), indem er in bisher ungekannt ausgiebiger Weise die entsprechend modifizierten psychologischen Methoden auf die Untersuchung psychischer Funktionen Gesunder und Kranker anwandte. Seitdem ist diese Bewegung nun mehr in Fluss gekommen. Einen Gesammteinblick in die dahin gehenden Bestrebungen bietet die Arbeit von L. William Stern „Ueber Psychologie der individuellen Differenzen". [3])

So wertvoll nun diese Bestrebungen der offiziellen Wissenschaft in mehr als einer Hinsicht auch sind, so kranken sie doch durchweg an einer Einseitigkeit. Sämtliche Autoren, wenn sie die übrigen Methoden. die uns hier von Nutzen sein können, auch nicht strikte ablehnen, wollen doch sie gegenüber dem Experiment weit in den Hintergrund gerückt wissen. Es ist dies unseres Erachtens eine schablonenhafte Uebertragung aus anderen Gebieten der Naturwissenschaften, wo das Experiment allerdings die Forschungsmethode par excellence ist und bleiben wird, auf gänzlich ungeeignete Verhältnisse. Wir würden dem Experiment gerne den Vorrang auch auf diesem Gebiete einräumen, wenn

[1]) Wie das vielfach so geht (Hypnotismus, Graphologie etc.)

[2]) Vgl. Kraepelin. Psycholog. Arbeiten I, 1. Leipzig. Engelmann 1896.

[3]) Leipzig. Barth 1900.

wir uns hier Erspriessliches von ihm versprechen könnten, wenn wir sicher wären, dass uns durch diese Methode wirklich der natürliche Mensch und nicht nur ein Laboratoriumsgeschöpf zugänglich würde, und wenn wir uns der Hoffnung hingeben könnten, dass uns das Experiment über einige der einfacheren seelischen Funktionen hinaus zu irgendwie komplizierteren Gebilden hinführen könnte. Jedoch liegt es nicht in unserer Absicht, uns heute mit dieser Frage zu befassen, eine eingehende Begründung unseres Standpunktes wird später erfolgen.

Was wir wollen, ist die **praktische Menschenkenntniss**, und was dazu gehört, ist erstens eine Charakterknnde[4]) und zweitens eine Charakterdiagnostik. Was zunächst diese letztere angeht, so sind uns sämtliche Methoden willkommen, die uns darin weiterbringen können, selbstverständlich auch das Experiment, jedoch bevorzugen wir entschieden diejenigen, die auf den Menschen in seinem natürlichen Thun und Treiben anwendbar sind, also in erster Linie die Physiognomik. Wir wollen weiter nichts als diejenigen Methoden. deren sich die populäre Menschenkenntniss von jeher bedient hat und in alle Zukunft bedienen wird, wissenschaftlich präzisieren und verfeinern. Dass dieses in der That möglich ist, sieht man an der Graphologie.

Und nun die Charakterkunde selbst. Alle Wissenschaften, die ihrer bedürfen, Psychiatrie, Geschichte, Pädagogik und auch die Psychologie, behalfen sich und behelfen sich z. T. auch noch heute, mehr oder weniger vorsichtig oder auch — kritiklos mit der populären Charakterkunde. Am meisten bedurfte ihrer die Graphologie, und so ist es natürlich, dass ihr am ehesten und am klarsten die hier bestehenden Mängel zum Bewusstsein kamen. Die Anregungen und die ersten Ansätze zu einer ernsthaften Inangriffnahme des Gesamtgebietes in neuerer Zeit gingen demgemäss — und wir bestehen ausdrücklich auf dieser Priorität — auch von der Graphologie aus.[5]) Insbesondere Klages gebührt das Verdienst, hier einige Grundforderungen aufgestellt und dadurch die Wege für das weitere Forschen geebnet zu haben. Sein Hauptsatz (von Nietzsche angeregt), dass zunächst erst einmal sämtliche Wertbegriffe aus der Terminologie der Charakterkunde zu entfernen seien, erscheint uns heute so selbstverständlich, als ob das immer so gewesen wäre; wenn man aber sieht, was heutzutage immer noch für ein Unfug getrieben wird mit Begriffen wie „normal", „krankhaft", „entartet", „moral insanity" und selbst mit der so unwerthend ausschauenden „Imbecillität" und vielen anderen, so muss man, falls man sich seine Unbefangenheit bewahrt hat, zugestehen, dass diese so einfach erscheinende Wahrheit noch weit davon entfernt ist, sich durchgerungen zu haben. Neben Klages verdient Hans H. Busse genannt zu werden, der in seiner „Handschriftendeutungskunde", in einer Reihe von Aufsätzen und in seinen Charakterbeurteilungen manche wertvolle Anregung niedergelegt hat.

Jedoch ist mit diesem allen noch nicht die Aufgabe getroffen, die uns hier zunächst am Herzen liegen muss. Wie in jeder Wissenschaft, so muss auch hier vor allem das gesamte Rohmaterial gesammelt werden, aus dem die

---

[4]) Unter »Charakter« wollen wir alles einbegreifen, was überhaupt zur Kennzeichnung (Charakterisierung) des Individuums dient.

[5]) Vgl. die Veröffentlichungen der »Deutschen graphol. Gesellschaft« 1897—1901.

Wissenschaft gewissermassen erst herausgehauen werden soll. Dies hat auch der bereits erwähnte Autor Stern erkannt.[6]) Er betont in seiner Arbeit mehrfach, man solle nicht gleich auf praktische Erfolge dringen (er macht sich bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, über „graphologische Auskuntteien" zu spötteln), der Psychodiagnosis müsse eine Psychognosis vorangehen, zunächst müsse man feststellen, was überhaupt für psychische Differenziierungsmöglichkeiten vorhanden seien. Jedoch ist ihm ein eigentümliches Missgeschick passiert. Er beginnt nämlich selber, in seinem Laboratorium mit Apparaten bis an die Zähne bewaffnet, gleich flott drauf los zu auskunfteien; was er dagegen mit viel wissenschaftlichem Applomb von „Psychognosis" giebt — an Thatsächlichem und an leitenden Gesichtspunkten —, sind weiter nichts als einige der elementarsten Dinge, die jedem bekannt sind, und die niemals jemand bezweifelt hat. Einzelne Eigenschaften prozentmässig zu bestimmen, dazu hat es noch lange Weile, zunächst müssen wir erst einmal das gesamte, so ungeheuer reichhaltige Gebiet überblicken können. Im Uebrigen zu Anfang lieber etwas mehr kritische Vorsicht als zu wenig! Da verstehe ich aber in diesem Fall nicht darunter, sich ängstlich nur ja an das zu halten, was zahlenmässige Feststellung gestattet (zumal wenn diese Zahlen noch sehr angreifbar sind), sondern sich vor allem vor einem Fehler zu hüten, den man eigentlich den Bureaukraten als Privilegium hätte überlassen können, der sich aber — eine Reaktion gegen vorhergehende gegenteilige Uebertreibungen — leider auch schon längst in die Wissenschaften tief eingefressen hat, dem Fehler nämlich: das zu überschätzen und nur an das zu glauben,[7]) was „ad acta" festgestellt werden kann. Selbst ein so umfassender Kopf wie Kraepelin ist diesem Modefehler verfallen; er bezeichnet einige Eigenschaften, die er mittelst einer von ihm ausgebildeten Methode zahlenmässig feststellen zu können meint, nämlich „geistige Leistungsfähigkeit", „Ermüdbarkeit", Übungsfähigkeit", „Anregbarkeit", „Übungsfestigkeit" als „die persönlichen Grundeigenschaften" des Menschen. Wir wollen uns noch nicht einig darüber werden, welche Eigenschaften als solche zu bewerten sein mögen, aber jene, mindestens jene ausschliesslich sind es wohl schwerlich.

Wir wollen uns also vor derartigen Einseitigkeiten hüten und zunächst erst einmal die bisher im Theoretischen stecken gebliebene Forderung in die Praxis übersetzen, nämlich das Rohmaterial zusammenstellen, von dem die Charakterkunde auszugehen hat.

Wenn wir uns fragen, wo dieses Rohmaterial zu finden ist, so fällt unser Blick naturgemäss zu allererst auf das Material, welches in der Sprache aufgehäuft ist. Es is bemerkenswert, dass keiner der offiziellen Autoren verfehlt hat, seine Reverenz vor diesem „vieltausendjährigen Erfahrungsschatz populärer Menschenkenntnis" zu erweisen, dass jedoch ebensowenig einer es gewagt hat, sich nun mal ernstlich mit diesem Schatz zu befassen: hinter der Achtungsbezeugung kommen die professoralen Bedenken gleich hinterdrein, man geniert sich, seinen Zunftgenossen mit einem solchen „unwissenschaftlichen" Material zu kommen. Freilich ist dieses Material ein höchst unwissenschaftliches, aber

[6]) Uebrigens auch schon vor ihm Bahnsen, Klages, Busse u. a. m.

[7]) Dieses ist allerdings ein Glaube im wahren Sinne des Wortes.

es sind viele, viele Goldkörner darin. Zu entscheiden, was von diesem Material brauchbar ist, was nicht, in welcher Weise es event. zu berücksichtigen und zu vervollständigen ist etc. etc. —, dies uns zu fragen, haben wir zunächst weder die Pflicht, noch das Recht. Machen wir uns lieber erst mal die Mühe, es zu sammeln; jene Fragen mögen uns hernach beschäftigen.

Wir wollen also zunächst weiter nichts, als nach Möglichkeit sämtliche deutschen Bezeichnungen zusammenstellen, die irgend etwas in sich enthalten, was zur Kennzeichnung der psychischen Persönlichkeit des Einzelmenschen, zur Charakterisierung seiner Individualität geeignet und gebräuchlich ist. Wir beschränken uns nicht auf die eigentlichen dauernden „Charaktereigenschaften", sondern nehmen auch die mehr vorübergehenden Zustände (z. B. Affekte) und Verhaltungen mit auf, besonders insoweit sie „chronisch", „habituell" werden können. Nicht mitberücksichtigt wurden Provinzialismen sowie die meisten Schimpfwörter und Aehnliches, weil diese doch nur durch Zusammenarbeiten mehrerer Autoren gesammelt werden könnten, und weil sie zum grossen Teil mehr vom Zustand desjenigen bestimmt werden, der sich ihrer bedient, als dass sie etwas Thatsächliches über den Charakter der zweiten Person enthielten.

Alle diese Bezeichnungen stellen sich teils als Einzelwörter dar, meist in der Form von Substantiven oder Adjektiven, teils als Wortkombinationen, Redewendungen, kurze Sätzchen. Wir geben zunächst die Einzelwörter in alphabetischer Folge. Um Wiederholungen zu vermeiden, führen wir von denjenigen, die sowohl in substantivischer als auch in adjektivischer Form vorhanden sind, nur eine von beiden auf, je nachdem welche von ihnen prägnanter und gebräuchlicher ist.[8])

[8]) Da nicht angenommen werden kann, dass wirklich sämtliche Bezeichnungen in der Aufzählung enthalten sind, werden die geehrten Mitglieder und Leser gebeten, etwa noch fehlende zu sammeln und sie der Redaktion der Monatshefte einzusenden.

---

aalglatt.
Abenteurer.
abenteuerlustig.
abergläubisch.
abgefeimt.
abgehärmt.
abgeklärt.
abgelebt.
abgeschmackt.
abgespannt.
abgestumpft.
Ablenkbarkeit.
abscheulich.
abschweifend.
absprecherisch.
abspringend.
abstossend.
Abulie.
abwechslungsbedürftig.
abweisend.
abwesend.
Achtbarkeit.
Achtlosigkeit.
Affekt-
affektiert.
Affektlosigkeit.
affig
Affizierbarkeit.
Aggressivität.
agil.
agitiert.
Ahnenstolz.
Ahnungslosigkeit.
ahnungsvoll.
Aktivität.
Akkuratesse.
albern.
Allerweltsfreund.
allwissend.
altfränkisch.
altjüngferlich.
altklug.
Altruist.
amüsant.
angeregt.

angriffslustig.
Angst.
Ängstlichkeit.
Anhänglichkeit.
anlehnungsbedürftig.
anmassend.
anpassungsfähig.
anpassungsunfähig.
Anpassungsvermögen.
anregend.
anregungsfähig.
Anschauungsvermögen.
anschmiegsam.
An-sich-halten.
Anspruchslosigkeit.
anspruchsvoll.
anständig.
anstellig.
anstössig.
antisozial.
anzüglich.
apathisch.
Applomb.
arbeitsam.
Arbeitsfähigkeit.
Arbeitsfreudigkeit.
Arbeitskraft.
Arbeitswuth.
Archimedes-Natur.
ärgerlich.
arglistig.
arglos.
argwöhnisch.
Aristokrat.
artig.
asexuell.
Asket.
asozial.
aufbrausend.
aufdringlich.
Auffassungsvermögen.
aufgeblasen.
aufgebracht.
aufgeklärt.
aufgeräumt.
aufgeregt.
aufgeweckt.
aufmerksam.
Aufopferungsfähigkeit.
Aufrichtigkeit.
aufrührerisch
Aufschneider.
aufsässig.
ausbildungsfähig
ausbildungsunfähig.
Ausdauer.
Ausdrucksfähigkeit.
ausdrucksunfähig.
ausfallend.
ausgelassen.
ausgepicht.
ausschweifend.
Äusserungsbedürfniss.
Äusserungsdrang.
Äusserungsmenge.
Äusserungsschwelle.
autoritätsgläubig.
Autosuggestibilität.
Aversion.

Baby.
bacchantisch.
Bahnbrecher.
Banause.
bange.
bänglich.
Barbier.
bärbeisserig.
barmherzig.
barock.
barsch.
bäuerisch.
Bauernfänger.
Bauernstolz.
Beamtenseele.
bedächtig.
Bedachtsamkeit.
bedenklich.
Bedürfnisslosigkeit.
Beeinflussbarkeit.
befangen.
befehlshaberisch.
befriedigt.
begehrlich.
Begeisterung.
begeisterungsfähig.
begeisterungsunfähig.
beglückt.
behäbig.
Behagen.
Behaglichkeit.
Beharrlichkeit.
Beharrungsvermögen.
behende.
beherzt.
Behutsamkeit.
beissend.
Beklommenheit
bekümmert.
benommen.
Beobachter.
Beobachtungsgabe.
bequem.
berauscht.
Beredsamkeit
Bereitwilligkeit.
beredt.
Berserker.
besänftigt.
beschämt.
Bescheidenheit.
beschränkt.
Besonnenheit.
besorgt.
Besserwisser.
beständig.
Bestechlichkeit.
Bestie.
Bestimmtheit.
bestürzt.
betreten.
betriebsam.
betroffen.
Betrüger.
betrunken.
Betschwester.
Beweglichkeit.
bewegt.
Bewegungsdrang.
Bewusstheit.
bezaubert.
biderb.
Biederkeit.
Biedermaier.

Biedersinn.
Biegsamkeit.
Bildung.
bildungsfähig.
bildungsunfähig.
bissig.
bitter.
bitterböse.
bizarr.
blasiert.
Blaustrumpf.
blind.
blöde.
Blödsinn.
blutdürstig.
blutgierig.
bockig.
bohrend.
Bonhommie.
Bonvivant.
borniert.
bösartig.
böse.
Bösewicht.
boshaft.
Bosheit.
böswillig.
botmässig.
brav.
brauchbar.
Brausekopf.
breitspurig.
brutal.
brütend.
Bücherwurm.
Bummler.
Bündigkeit.
Bürgersinn.
Bürgerstolz.
burlesk.
bussfertig.
Byzantinismus.

Cäsarenwahn.
Causeur.
charakterlos.
charaktervoll.
Charlatan.
Chauvinist.
chevaleresk.
Chikaneur.
chik.
cholerisch.
Christ.
Christenliebe.
Clown.

dämelig.
dämmerig.
dämonisch.
Dandy.
dankbar.
Deduktivität.
defensiv.
Dégéneré.
Delikatesse.
Demagoge.
Demimondaine.
Demokrat.
demüthig.
Denker.
denkfaul.
Denkkraft.
Denkvermögen.
Denunziant.
deprimiert.
Derbheit.
Despot.
devot.
dickfellig.
Dickhäuter.
Dickkopf.
diebisch.
differenziert.
dilettantisch.
Diplomat.
Dirne.
Diskretion.
Dissimulant.
distinguiert.
dominationslustig.
Don Juan.
Don Quixote.
doppelzüngig.
dösig.
Draufgänger.
dreist.
drohend.
drollig.
Duckmäuser.
Dulder.
Duldsamkeit.
Dummheit.
Dummkopf.
dummstolz.
dünkelhaft.
Durchschnittsmenseh.
Durchsichtigkeit.
durchtrieben.

edel.
edelgesinnt.
Edelmuth.
Effekthascherei.
Egoist.
egozentrisch.
Ehrabschneider.
ehrbar.
ehrenhaft.
ehrerbietig.
Ehrfurcht.
Ehrgeiz.
ehrlich.
ehrlos.
Ehrsamkeit.
ehrsüchtig.
ehrwürdig.
Eifer.
Eiferer.
Eifersucht.
eifersuchtsfähig.
eifersuchtsunfähig.
eifrig.
eigen.
eigenartig.
Eigendünkel.
eigennützig.
Eigensinn.
eigenthümlich.
Eigenwille.
eilfertig.
eilig.
Einbildungskraft.
eindringlich.

Eindrucksfähigkeit.
Einfachheit.
einfältig.
Einfaltspinsel.
eingebildet.
eingeschüchtert.
einheitlich.
einnehmend.
Einsamkeitsbedürtniss.
einseitig.
Einsiedler.
Einsilbigkeit
eisig.
eitel
Ekel.
eklig.
Eklektiker
Ekstase.
Elan.
elegant.
elegisch.
elend.
Ellenbogen-Natur.
Elternliebe.
emanzipiert.
empfänglich.
empfindlich.
empfindsam.
Emporkömmling.
emsig.
energielos.
energisch.
Engelsgeduld.
Engherzigkeit
entartet.
entgegenkommend.
Enthaltsamkeit.
Enthusiast.
entmenscht.
entmuthigt.
entsagungsfähig.
Entsagungsfreudigkeit.
entsagungsunfähig.
Entschiedenheit.
Entschlossenheit.
Entsetzen.
entsinnlicht.
entweltlicht.
entwickelungsfähig.
entwickelungsunfähig
entzückt.
entzündet.
Epikuräer.
erbarmungslos.
erbittert.
erbost.
erfahren.
Erfahrungsschatz.
erfinderisch.
Erfindungsgeist.
erhaben.
ergeben.
Erinnerungsvermögen.
erkenntlich.
Erkenntnisstrieb.
erkünstelt.
Ermüdbarkeit.
ermüdet.
Ermüdungsgefühl.
Ernst.
ernsthaft.
erotisch.
Erregbarkeit.
erregt.
erschöpft.
Erstaunen.
erwartungsvoll.
Erzbösewicht.
Erzieher.
Esprit.
ethisch.
Euphorie.
Eudaimonist.
exaltiert.
Expansivität.
explosiv.
extravagant.
exzentrisch.

fade.
fähig.
fahrig.
falsch.
Familiensinn.
Fanatiker.
Fanatismus.
Farbenfreude.
farbenfroh.
Farbensinn.
Faselhans.
Fassung.
fassungslos.
Fassungskraft.
fasziniert.
Fatalist.
Fatzke.
faul.
feierlich.
feige.
fein.
feinbesaitet.
feinfühlend.
feinfühlig.
Feinschmecker.
femininisch.
fertig.
fesch.
fessellos.
fest.
Festigkeit.
feudal.
Feuer.
feurig.
fidel.
fieberhaft.
fieberig.
filzig.
finster.
fischblütig.
fix.
flach.
flatterhaft.
flau.
fleissig.
flink.
flott.
flüchtig.
Formensinn
formgewandt.
förmlich.
Formlosigkeit.
formvoll.
forsch.
Forscher.

Forschergeist.
frech.
frei.
Freidenker.
freigebig.
Freiheitsbedürfniss.
Freiheitsdrang.
Freiheitsliebe.
freimüthig.
freisinnig.
fremd.
Freude.
Freudigkeit.
freundlich.
Freundschaftsbedürfniss.
Frevler.
friedelos.
friedfertig.
friedlich.
friedliebend.
frigide.
frisch.
frivol.
froh.
fröhlich.
Frohsinn.
fromm.
Frömmler.
frostig.
frühreif.
Fügsamkeit.
Furcht.
furchtbar.
Furchtlosigkeit.
Furchtsamkeit.
fürstlich.

galant.
Galgenhumor.
Galgenstrick.
gallig.
garstig.
Gassenjunge.
Gaukler.
Gauner.
gebieterisch.
gebildet.
gebrechlich.
gebrochen.
gebunden.
Geck.
Gedächtniss.
Gedächtnissschwäche.
Gedankenablauf.
Gedankenarmuth.
Gedankenfülle.
Gedankenlosigkeit.
Gedankenreichtum.
Gedankenverbindung.
gedankenverloren.
gedankenversunken.
gedankenvoll.
gediegen.
geduldig.
gefällig.
Gefallsucht.
gefasst.
gefesselt.
gefügig.
gefühllos.
Gefühlsarmuth.
Gefühlsbetonung.
Gefühlsduselei.
Gefühlshärte.
Gefühlsherrschaft.
Gefühlskälte.
Gefühlsmensch.
Gefühlsreichtum.
Gefühlsstärke.
Gefühlstiefe.
Gefühlsurteil.
Gefühlswärme.
gefühlvoll.
gehässig.
Geheimnisskrämer.
geheimnissvoll.
gehemmt.
gehoben.
gehorsam.
Geist.
geistesabwesend.
Geistesgegenwart.
geisteskrank.
Geistesschärfe.
geistesschwach.
Geistigkeit.
Geistlosigkeit.
geistreich.
geistreichelnd.
geistvoll.
geizig.
Geizhals.
geknickt.
gekränkt.
gekünstelt.
geladen.
gelähmt.
gelangweilt.
Gelassenheit.
Gelbschnabel.
Geldgier.
gelehrig.
Gelehrsamkeit.
Gelehrter.
gemässigt.
gemein.
gemeinplätzig.
gemessen.
Gemüth.
gemüthlich.
Gemüthshärte.
Gemüthslosigkeit.
Gemüthsmensch.
Gemüthsruhe.
Gemüthsweichheit.
gemüthvoll.
genau.
Gêne.
genial.
geniert.
Gentleman.
Genügsamkeit.
genussfähig.
Genüssling.
Genussmensch.
genusssüchtig.
genussunfähig.
Geradheit.
gerecht.
Gerechtigkeitsgefühl.
Gerechtigkeitssinn.
gereift.
gerieben.
geringschätzig.

Gernegross.
gerührt.
Geschäftigkeit.
Geschäftsgeist.
Geschäftsmann.
gescheit.
geschert.
Geschick.
Geschicklichkeit.
Geschmack.
geschmeidig.
geschwind.
geschwollen.
gesellig.
Geselligkeitstrieb.
Gesellschaftsmensch.
Gesinnungstreue.
gesinnungstüchtig.
gespannt.
Gesprächigkeit.
Gesuchtheit.
gesund.
grwaltthätig.
Gewandtheit.
geweckt.
gewinnsüchtig.
Gewissen.
gewissenhaft.
gewissenlos.
Gewohnheitsmensch.
gewöhnlich.
gewunden.
geziert.
gezwungen.
gierig.
Gigerl.
giftig.
Gimpel.
gläubig.
Gleichgültigkeit.
gleichmässig.
Gleichmuth.
glücklich.
glückselig.
glücksfähig.
Glücksunfähigkeit.
Gluth.
gnädig.

gönnerhaft.
gottesfürchtig.
Gourmand.
Gram.
grämlich.
Grausamkeit.
gravitätisch.
grazil.
graziös.
greisenhaft.
Griesgram.
grimmig.
grob.
grobkörnig.
grollend.
Grösse.
Grössenwahn.
Grossmannssucht.
Grossmaul.
grossmüthig.
Grosspapa.
grossprahlerisch.
grosssprecherisch.
grossspurig.
Grossstadtkind.
grotesk.
Grübler.
grundgut.
grundsatzlos.
Gründlichkeit.
Grünschnabel.
gut.
gutartig.
Güte.
gutherzig.
gutmüthig.
gutwillig.

Haarspalter.
habgierig.
habsüchtig.
Halsabschneider.
halsstarrig.
Haltlosigkeit.
hämisch.
händelsüchtig.
Handlanger.
Hanswurst.

Harmlosigkeit.
harmonisch.
Härte.
hartherzig.
Hartnäckigkeit.
Hasenfuss.
Hasenherz.
Hass.
hässlich.
hastig.
Haudegen.
hausbacken.
Hausdrache.
Hauskreuz.
haushälterisch.
häuslich.
heftig.
hehr.
Heide.
Heimatsgefühl.
Heimatsliebe.
Heimlichthuerei.
heimtückisch.
Heimweh.
heiratslustig.
heissblütig.
Heisssporn.
Heiterkeit.
Held.
Heldenhaftigkeit.
heldenmüthig.
hemdsärmelig.
Hemmung.
hemmungslos.
herablassend.
herausfordernd.
Herbheit.
heroisch.
Herrennatur.
herrisch.
Herrschernatur.
Herrschertugend.
herrschsüchtig.
heruntergekommen.
Herz.
Herzhaftigkeit.
herzig.
herzlich.

Herzlosigkeit.
herzzerreissend.
Hetzer.
heuchlerisch.
hibbelig
hinfällig.
Hingebung.
Hinreissungsfähigkeit.
hinreissungsunfähig.
hinterhältig.
hinterlistig.
hitzig.
hochachtungsvoll.
hochfahrend.
Hochherzigkeit.
hochmüthig.
hochnäsig.
Hochstapler.
hochstrebend.
hochtrabend.
hoffährtig.
Hoffnung.
hoffnungsfreudig.
hoffnungsfroh.
Hoffnungslosigkeit.
hoffnungsvoll.
höfisch.
höflich.
hoheitsvoll.
Hohlheit.
höhnisch.
hold.
hölzern.
homosexuell.
hülflos.
hülfreich.
hülfsbereit.
human.
Humanitätsdusel.
Humor.
Hurrahpatriot.
Hurrahstimmung.
hurtig.
Hyperbulie.
Hyperkinesie.
Hyperprosexie.
hypersensibel.
hypersexuell.

Hypochonder.
Hypokinesie.
hypomanisch.
hyposensibel.
hysterisch.

Ichsucht.
Idealist.
ideenarm.
ideenflüchtig.
ideenreich.
Idiosynkrasie.
Idiot.
Ignorant.
illoyal.
Illusionsfähigkeit.
imbezill.
impertinent.
impulsiv.
indifferent.
indiskret.
Individualität.
indolent.
Induktivität.
Infamie.
ingrimmig.
initiatorisch.
inkonsequent.
Inbrunst.
innerlich
Innigkeit.
Instinktmensch.
ironisch.
Intellekt.
Intellektualität.
intelligent.
interessant.
Interesselosigkeit.
interessiert.
intim.
intolerant.
Intriguant.
intuitiv.
irre.
irrsinnig.

jähzornig.
Jesuit.
jovial
Judenjunge.
jüdisch.
Jugend.
jugendlich.
Junggeselle.
jünglingshaft.
Junker.

Kalberig.
kalt.
kaltblütig.
kaltherzig.
kameradschaftlich.
kampfbereit.
Kämpfer.
kampflustig.
Kannegiesser.
kapriziös.
Kärrner.
katzenfreundlich.
käuflich.
kaufmännisch.
kaustisch.
Kautschukgewissen.
Kavalier.
keck.
kernig.
keusch.
Kind.
Kinderfreund.
Kindesliebe.
kindisch.
kindlich.
Kindskopf.
kirre.
kitzlich.
Klarheit.
Klatsche.
klatschsüchtig.
klein.
kleingläubig.
Kleinheitswahn.
kleinherzig.
Kleinigkeitskrämer.
kleinlaut.
kleinlich.
kleinmüthig.

kleinstädterisch.
klobig.
Klotz.
klug.
knauserig.
knickerig,
Knote.
kollegial.
Kombinationsfähigkeit.
Kombinationsgabe.
Kombinationsvermögen.
komisch.
Komödiant.
Kompromissler.
konfus.
konsequent.
konservativ.
konsterniert.
Konstitution.
kontemplativ.
konventionell.
Konzentrationsfähigkeit.
konziliant.
kopfhängerisch.
koptlos.
kordial.
Kraftbewusstsein.
Krakehler.
Krämerseele.
krampfhaft.
krankhaft.
Kratzbürste.
kraus.
kregel.
kreuzfidel.
kreuzunglücklich.
kribbelköpfisch.
Kriecher.
kriegerisch.
Kritikaster.
Kritikfähigkeit.
Kritiklosigkeit.
kritiklustig.
kritisch.
Krittler.
kühl.
kühn.
kulant.
kummervoll.
Künstlernatur.
Künstlersinn.
kurz.
kurzsichtig.

lächerlich.
lachlustig.
Lachtäubchen.
lammfromm.
Langeweile.
Langmut.
langsam.
langweilig.
läppisch.
larmoyant.
lässig
lasterhaft.
Lästermaul.
lau.
lauernd.
Laune.
Launenhaftigkeit.
launig.
launisch.
lauter.
Lebemann.
Lebensdrang.
Lebensernst.
Lebensfreude.
Lebensfreudigkeit.
lebenslustig.
Lebensüberdruss.
Lebhaftigkeit.
leger.
lehrhaft.
leichtblütig.
leichtfertig.
leichtfüssig.
leichtgläubig.
leichtherzig
leichtlebig.
leichtsinnig.
Leidensfähigkeit.
Leidensfreudigkeit.
Leidenschaft.
Leidenschaftlichkeit.
leidenschaftsfähig.
leidenschaftslos.
leidenschaftsunfähig.
leidensunfähig.
Leisetreter.
leistungsfähig.
Lenkbarkeit.
lernbegierig.
Lethargie.
Leuteschinder.
Leutseligkeit.
liberal.
Liberalität.
Liebe.
liebebedürftig.
Liebedienerei.
liebenswürdig.
Liebesfeuer.
Liebesgluth.
Liebessehnsucht.
liebevoll.
lieblos.
liebreich.
liederlich.
linkisch.
listig.
Litterat.
loyal.
lügenhaft.
lügnerisch.
lümmelhaft.
Lump.
Lust.
lüstern.
Lustgefühl.
lustig.
lustlos.
lustvoll.

Mädchenjäger.
Maecen.
Mäkelfritze.
malitiös.
Manie.
manieriert.
mannbar.
mannhaft.
männlich.
Mannweib.

Marktschreier.
Märtyrer.
Masshalten.
Mässigung.
Masslosigkeit.
massvoll.
Materialist.
materiell.
matt.
mattherzig.
meineidig.
melancholisch.
Menschenfreund.
Menschenkenner.
menschenscheu.
Merkfähigkeit.
Michel.
miesepeterich.
Misanthrop.
milde.
Mildherzigkeit.
mildthätig.
minderwerthig.
minnig.
minniglich.
Missbehagen.
missgestimmt.
missgünstig.
misslaunisch.
missmutig.
misstrauisch.
missvergnügt.
Mitgefühl.
mitleidig.
mitleidslos.
mitleidsvoll.
mitteilsam.
mobil.
Modedame.
Modefex.
Modejüngling.
Moralfatzke.
moralisch.
Moralität.
Mörder.
Morosität.
Motivschwelle.
Müdigkeit.
mündig.
munter.
mürbe.
mürrisch.
musikalisch.
mussefähig.
musseunfähig.
müssig.
Müssiggänger.
Musterknabe.
muthig.
Muthlosigkeit.
muthwillig.
Mutterliebe.
Mutterstolz.
Mutterwitz.
Mystiker.

Nachahmungstrieb.
Nachäffer.
nachdenklich.
Nachgiebigkeit.
nachlässig.
nachsichtig.
Nächstenliebe.
nachtragend.
naiv.
närrisch.
Naschhaftigkeit.
Naschkätzchen.
naseweis.
Naturkind. Naturell
Natürlichkeit.
neckisch.
negierend.
Neid.
neidfähig.
neidhaft.
neidisch.
neidlos.
nervös.
neuerungssüchtig.
neugierig.
Neurastheniker.
nichtsnutzig.
nichtssagend.
nichtswürdig.
Niedergeschlagenheit.
niederträchtig.
niedrig.
Nimmersatt.
nobel.
nonchalant.
nonnenhaft.
Nordländer.
Nörgler.
Nüchternheit.

oberflächlich.
objektiv.
Offenheit.
offenherzig.
offensiv.
Ohrenbläser.
ökonomisch.
opfermüthig.
opferwillig.
oppositionslustig.
Optimist.
ordentlich.
Ordnungsliebe.
Ordnungsmann.
Ordnungssinn.
Organisator.
originell.
Originalitätssucht.

Pädagoge.
paranoisch.
parteiisch.
Parteimann.
Parvenü.
Passivität.
pastoral.
patent.
pathetisch.
pathologisch.
Pathos.
Patriarch.
Patriot.
Patrizier.
patzig.
Pedant.
peinlich.
penibel.
perplex.

Persönlichkeit.
Pessimist.
pfäffisch.
Pfennigfuchser.
pfiffig.
Pflichtbewusstsein.
Pflichtgefühl.
pflichttreu.
Pfuscher.
Phantasie.
phantastisch.
Pharisäer.
Philister.
philisterhaft.
philiströs.
Philosoph.
Philosophaster.
phlegmatisch.
Pietät.
Pietätlosigkeit.
pietätvoll.
pikant.
pikiert.
plänelustig.
Pläneschmied.
Planlosigkeit.
Planreichtum.
plauderhaft.
Plebejer.
Pöbelhaftigkeit.
pöbelmännisch.
Polemiker.
Politiker.
Polterer.
Polypragmasie.
pomphaft.
Poseur.
Positivist.
Possenreisser.
Pracher.
prachtliebend.
präzise.
prahlerisch.
praktisch.
prätentiös.
prinzipienfest.
Prinzipienmensch.
Principienreiter.
prinzipientreu.
produktiv.
profan.
Propagandist.
Prophet.
protektionslustig.
Proteusnatur.
Protz.
prüde.
Prunkliebe.
Pünktlichkeit.
Psychomobilität.

Quälgeist.
Quasselpeter.
Quatschliese.
Quecksilber.
Quengelfritze.
Querkopf.
Querulant.
Quirrl.

Rabulist.
Racemensch.
Raceweib.
rachdurstig.
rachsüchtig.
Racker.
radikal.
raffiniert.
Range.
Ränkeschmied.
ränkesüchtig.
rappelig.
rasch.
rasend.
Rastlosigkeit.
Ratlosigkeit.
rauh.
Rausch.
rauschfähig.
rauschunfähig.
Raufbold.
Reagibilität.
Reaktionär
Realist.
Realpolitiker.
receptiv.
rechthaberisch.
rechtlich.
Rechtsbewusstsein.
rechtschaffen.
Redefertigkeit.
redefroh.
redegewandt.
redlich.
Rednergabe.
redselig.
Reflexion.
Regsamkeit.
reich.
reif.
rein.
Reizbarkeit.
reizend.
Reizlosigkett.
religiös.
Renommist.
repräsentierend.
reserviert.
Resignation.
resolut.
Reue.
reuevoll.
reumüthig.
Revolutionär.
ritterlich.
roh.
Romantiker.
Roué.
routiniert.
Rowdie.
rückhältig.
rückschrittlich.
rücksichtslos.
rücksichtsvoll.
rückständig.
rüde.
Ruhe.
ruhelos,
ruhevoll.
ruhig.
ruhmrednerisch.
Ruhmsucht.
rührig.
rührselig.

Selbsttäuschung.
Selbsttätig.
Selbstüberhebung
Selbstüberschätzung.
Selbstunterschätzung.

Selbstverachtung.
Selbstverherrlichung.
Selbstvertrauen.
Selbstzucht.
selbstzufrieden.
Selbstzwang.
Selfmademan.
sensationsbedürftig.
sensationslustig.
sensibel.
Sentiment.
sentimental.
servil.
sexuell.
sicher.
Sieger.
Siegesfreude.
Siegeshoffnung.
Siegeszuversicht.
simpel.
Simulant.
Sinnesempfindlichkeit.
Sinnesschärfe.
sinnig.
sinnlich.
sittenlos.
sittenrein.
sittlich.
sittsam.
Sitzfleisch.
Skeptiker.
Sklavenseele.
sklavisch.
skrupellos.
soldatisch.
solide.
Sonderling.
Sophist.
Sorge.
sorgenfrei.
sorgenvoll.
sorgfältig.
sorglos.
sozial.
sparsam.
spasshaft.
spassig.
Spassvogel.

Speichellecker.
Spezialinteresse.
Sphinx.
Spiegelfechter.
spielerisch.
Spielkalb.
Spiessbürger.
Spinne.
Spion.
spitzfindig. spärlich
Spleen. spontan
Sportsmann
Spötter.
spottlustig.
spottsüchtig.
Spottvogel.
sprachgewandt.
spröde.
Spürnase.
Spürsinn.
Staatsmann.
standesbewusst.
Standhaftigkeit.
stark.
starkgläubig.
starr.
starrköpfig.
starrsinnig.
steif.
steifleinen.
steinern.
Stetigkeit.
still.
Stimmung.
Stimmungswechsel.
Stoiker.
stolz.
störrisch.
straff.
stramm.
Streber.
Strebsamkeit.
streitbar.
Streiter.
streitlustig.
streitsüchtig.
streng.
Strohfeuer.

Stromer.
Stubenhocker.
stumm.
Stümper.
Stumpfheit.
stumpfsinnig.
stupide.
stuporös.
stürmisch
stutzig.
subaltern.
Subjektivität.
subtil.
Südländer.
suffisant.
Suggestibilität.
Sünder.
Sündhaftigkeit.
sündig.
superklug.
süsslich
sympathisch.
Systematiker.

Tagedieb.
Takt.
taktfest.
Taktgefühl.
taktlos.
taktvoll.
talentiert.
talentlos.
talentvoll.
Talmibegeisterung.
Tapferkeit.
täppisch.
tauglich.
Tausendkünstler.
Tausendsassa.
Temperament.
Temperamentlosigkeit.
temperamentvoll.
Thatendrang.
thatendurstig.
thätig.
Thätigkeitsdrang.
Thätigkeitsfreude.
Thätigkeitstrieb.

thatkräftig.
theatralisch.
thöricht.
Thranpeter.
Thunichtgut.
tief.
tiefgründig.
tiefsinnig.
todesmuthig.
Todesverachtung.
toll.
tollkühn.
Tölpel.
Tölpelhaftigkeit.
träge.
Trauer.
Träumer.
traumhaft.
traumselig.
Traurigkeit.
traut.
treuherzig.
treulos.
Triebhaftigkeit.
trocken.
trostlos.
trotzig.
trübsälig.
trübsinnig.
trunken.
Trunkenbold.
tüchtig.
tückisch.
tugendhaft.
Tugendlosigkeit.
Tyrann.

übelnehmerisch.
übelgelaunt.
übelwollend.
überdrüssig.
Übereifer.
überempfindlich.
überfreundlich.
übergeschnappt.
überhastet.
Überhebung.
überhöflich.
überklug.
überlegen.
Überlegung.
Überlegungskraft.
Übermensch.
übermüthig.
überragend.
Überreizung.
übersättigt.
Überschwänglichkeit.
überspannt.
übersprudelnd.
überströmend.
überstürzt.
überzeugt.
Überzeugungstreue.
Übungsfähigkeit.
umfassend.
Umgänglichkeit.
Umsicht.
Umständlichkeit.
Umstandsrat.
Umstürzler.
Unablenkbarkeit.
Unabhängigkeitsdrang.
Unachtsamkeit,
Unaffizierbarkeit.
unartig.
unaufdringlich.
unaufgeklärt.
unaufmerksam.
Unaufrichtigkeit.
unausstehlich.
unbändig.
unbarmherzig.
Unbedachtsamkeit
unbedeutend.
Unbeeinflussbarkeit.
Unbefangenheit.
unbefriedigt.
unbehaglich.
Unbeholfenheit.
unbehutsam.
unbeirrbar.
unbescheiden.
unbescholten.
unbesonnen.
unbesorgt.
Unbeständigkeit.
unbestechlich.
Unbestimmtheit.
Unbeugsamkeit.
unbeweglich.
unbewusst.
Unbiegsamkeit.
unbotmässig.
unbrauchbar.
unchik.
undankbar.
undifferenziert.
undiplomatisch.
Unduldsamkeit.
Undurchdringlichkeit.
Undurchsichtigkeit.
unedel.
unegoistisch.
Unehrenhaftigkeit.
unehrerbietig.
unehrlich.
Unempfänglichkeit.
Unempfindlichkeit.
Unentschiedenheit.
Unentschlossenheit.
unentwickelt.
unerbittlich.
unerfahren.
unermüdlich.
unerschrocken.
Unerschütterlichkeit.
Unerziehbarkeit.
unfähig.
unfehlbar.
unfein
unfertig.
unfläthig.
unfleissig.
unfreundlich.
Unfriedestifter.
Unfrömmigkeit.
unfurchtsam.
ungalant.
ungebildet.
Ungebundenheit.
ungeduldig.
ungehalten.
ungehemmt.

ungehobelt.
ungehorsam.
ungekünstelt.
ungelehrig.
ungelenk.
Ungenauigkeit.
Ungeniertheit.
ungenügsam.
ungeraten.
ungerecht.
ungeschickt. —
ungeschliffen.
ungeschmeidig.
ungeschminkt.
ungesellig.
ungestüm.
ungewandt.
ungeziert.
ungezogen.
ungezwungen.
ungläubig.
ungleichmässig.
unglücklich.
unglückselig.
ungraziös.
unhöflich.
Unhold.
unintelligent.
uninteressant.
Universalität.
unkeusch.
unkindlich,
Unklarheit.
unklug.
unkriegerisch.
unkultiviert.
unleidlich.
Unlenkbarkeit.
unliebenswürdig.
Unlust.
unlustig.
unlustvoll.
unmännlich.
unmässig.
Unmensch.
unmoralisch.
unmündig.
unmusikalisch.
unmutig.
unnachgiebig.
unnachsichtig.
unnahbar.
unnatürlich.
unnobel.
unoffenherzig.
unordentlich.
unparteiisch.
unpatriotisch.
unpraktisch.
unproduktiv.
unrechtschaffen.
unredlich.
unregsam.
unreif.
unrein.
Unruhestifter.
unruhig.
unsachlich.
unsanft.
unsauber.
unschlau.
unschlüssig.
unschmiegsam.
unschuldig.
unschuldsvoll.
unselbstständig.
unsicher.
unsinnig.
unsinnlich.
unsittlich.
unsittsam.
unsorgfältig.
unstät.
Unstetigkeit.
unsympathisch.
untadelig.
unterempfindlich.
unterhaltend.
Unterhaltungsgabe.
Unternehmungsgeist.
unternehmungslustig.
unterthänig.
unterwürfig.
unthätig.
untreu.
untröstlich.
Untugend.
Unüberlegtheit.
Unveränderlichkeit.
unverdrossen.
unverfroren.
unverletzlich.
unvernünftig.
unverschämt.
unversöhnlich.
unverständig.
unverträglich.
unverzagt.
unvornehm.
unvorsichtig.
unwachsam.
Unwahrhaftigkeit.
unweiblich.
unweise.
unwillfährig.
unwillig.
unwillkürlich.
unwirrsch.
unwissend.
unwürdig.
unzart.
unzärtlich.
unzüchtig.
unzufrieden.
unzugänglich.
unzuverlässig.
unzurechnungsfähig.
üppig.
Ursprünglichkeit.
Urteilsfähigkeit.
Urteilsklarheit.
Urteilskraft.
Urteilslosigkeit.
Urteilsschärfe.
Urteilsschwäche.
Urteilsvermögen.
utriert.

Vagabund.
Vandale.
Vaterlandsliebe.
verächtlich.
veränderlich.
verängstigt.

verbauert.
Verbindlichkeit.
Verbissenheit.
verblendet.
verblüfft.
Verbohrtheit.
Verbrecher.
verbunden.
verdienstvoll.
verdreht.
verdriesslich.
verdrossen.
verdutzt.
verfeinert.
verführerisch.
vergesslich.
vergnügt.
vergnügungssüchtig.
vergrämt.
verhätschelt.
verklärt.
verknöchert.
verkommen.
Verlässlichkeit.
verlebt.
verlegen.
verletzend.
verletzlich.
verleumderisch
verlogen.
Vermessenheit.
Vermittler.
vernagelt.
vernünftig.
verrannt.
Verräther.
verrückt.
versauert.
verschämt.
verschlagen.
verschlossen.
verschmitzt.
verschnupft.
verschüchtert.
Verschwender.
verschwendungssüchtig.
verschwiegen.
verschwommen.
versessen.
versimpelt.
versöhnlich.
Versündigungswahn.
Verstand
Verstandesherrschaft.
Verstandesmensch.
Verstandesschärfe.
Verstandestiefe.
verständig.
verständnisslos.
verständnissvoll.
versteckt.
Verstellungskunst.
verstimmt.
verstockt.
verstört.
verträglich.
vertrauensselig.
vertrauensvoll.
vertrauenswürdig.
vertraulich.
Verwegenheit.
verweichlicht.
verwirrt.
verwöhnt.
verworren.
verwundert.
verzagt.
verzärtelt.
verzogen.
Verzückung.
Verzweiflung.
viehisch.
vielerfahren.
vielgeschäftig.
vielseitig.
Vielwisser.
vierschrötig.
Vollblut.
Völlerei.
vorausschauend.
voreilig.
voreingenommen.
vorgeschritten.
Vorkämpfer.
vorlaut.
vornehm.
vorschnell.
Vorsicht.
Vorsorglichkeit.
Vorstellungsvermögen.
vorurteilsfrei
vorurteilslos.
vorurteilsvoll
Vorwärtsstürmer.

wach.
wachsam.
wacker.
Wagehals.
Wagemuth.
wählerisch.
wahnsinnig.
Wandertrieb.
Wandervogel.
wankelmüthig.
wahrhaftig.
Wahrheitsliebe.
Wahrnehmungsvermögen.
waschlappig.
Waschweib.
wechselnd.
wegwerfend.
wehleidig.
wehmüthig.
wehrlos.
Weiberfeind.
weibisch.
Weiblichkeit.
Weichheit.
weichlich.
weichherzig.
weichmütig.
weinerlich.
weise.
weitblickend.
weitherumgekommen.
weitherzig.
weitläufig.
weitschauend.
weitschweifig.
Weltbürgertum.
Weltdame.
welterfahren.
weltflüchtig.

weltgewandt.
Weltmann.
werkthätig.
wetterwendisch.
Wichtigthuer.
widerhaarig.
widerspenstig.
Widerspruchsgeist.
widerspruchsvoll.
Widerstandsfähigkeit.
Widerstandskraft.
widerwillig.
wild.
Wildfang.
Wille.
Willenlosigkeit.
Willensantrieb.
Willensfreiheit.
Willenskraft.
Willensmensch.
Willensregung.
Willensschwäche.
Willensstärke.
willfährig.
willig.
Willkür.
willkürlich.
Windbeutel.
Windhund.
windig.
wissbegierig.
witzig.
wohlauf.
wohlberaten.
wohlerzogen.
wohlgemuth.
wohlgerathen.
wohlgesinnt.
wohlig.
wohlthätig.
Wohlwollen.
wollüstig.
Wonne.
Wonnegrauen.
wonnevoll.
wonnig.
wortbrüchig.
wortkarg.
Wucherer.
wunderlich.
Wunderkind.
Würde.
würdelos.
würdevoll.
würdig.
wüst.
Wüstling.
Wuth.
Wütherich.
wuthschnaubend.

Xanthippe.

Yankee.

Zähigkeit.
zahm.
zänkisch.
zanksüchtig.
zappelig.
zart.
zartfühlend.
Zartgefühl.
Zartheit.
zärtlich.
Zartsinn.
Zauderer.
Zerfahrenheit.
zerknirscht.
Zerrissenheit.
zerschlagen.
Zerstörungstrieb.
Zerstörungswuth.
Zerstreutheit.
zielbewusst.
Ziellosigkeit.
zierlich.
zimperlich.
zögernd.
zopfig.
Zorn.
Zornmüthigkeit.
zotich.
züchtig.
Zuchtlosigkeit.
Zufriedenheit.
zugänglich.
Zügellosigkeit.
Zungenfertigkeit.
Zurechnungsfähigkeit.
zurückgeblieben.
zurückhaltend.
zuthunlich.
zutraulich.
Zuverlässigkeit.
Zuversicht.
zuvorkommend.
Zwanglosigkeit.
Zwangshandlung.
Zwangsvorstellung.
Zweifelsucht.



unbrauchbaren Bemerkungen. Wahrhaft monumental ragt aus diesen Versuchen die Arbeit Hodgsons über die Fälschungen der Helene Petrowna Blawatsky hervor (1885). Wie heute der Rothe-Schwindel die breiten Massen jener, die nie alle werden, mit sich fortreisst, so fegte in den achtziger Jahren der Blavatsky-Schwindel duich die Welt. Freilich berühren sich Rothe und Blavatsky nur darin, dass beide mystische Schwindlerinnen waren und beide Gläubige fanden. Mit der genialen Russin und dem Sturm, der damals eine Reihe glänzender Geister mit sich fortriss, kann sich die jämmerliche Rothe-Comödie nicht messen. Dort die Repräsentantin grosszügiger Herrenmoral in einem Milieu von Talent und Ideen, hier ein frömmelndes hysterisches Weib, das seine Dienstboten-Vergangenheit nicht verleugnen kann. Hodgson hat u. a. auch eine musterhafte Untersuchung der Schriftfälschungen vorgenommen, die Mdme. Blavatsky ausgeführt hat. Unter ihnen erregen die »Mahatma-Briefe« besonderes Interesse. Mdme. Blavatsky behauptete, mit mystischen Wesen in Verbindung zu stehen, die, unabhängig von den Gesetzen der Körperwelt, auf rätselhafte Weise erscheinen und verschwinden und Briefe mit Botschaften aus dem Nichts hervorzaubern Hodgson untersuchte diese Briefe graphologisch und lieferte im Verein mit mehreren Sachverständigen den strikten Beweis, dass Mdme. Blavatsky*) diese Briefe bewusst gefälscht hatte.

Hodgsons Arbeit blieb ein einsames Monument. In neuerer Zeit verdanken wir Flournoy (Genf) wertvolle Versuche zur Untersuchung mediumistischer Schriften. Das reiche Material an Abbildungen verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Eine eingehende graphologische Untersuchung eines grösseren Materials von Geisterschriften lag bisher noch nicht vor. Der Verfasser dieses Kapitels wurde auf diese Idee durch das Auftauchen der Rothe'schen Geisterschriften geführt. Der Breslauer Graphologe Jansen (1901) unternahm es, das damals vorliegende geringe Material im Auftrage des Verfassers zu untersuchen. Seit Jansens Untersuchung ist der Stoff derartig vervollständigt worden, dass eine neue Untersuchung angebracht erscheint.

Es dürfte angemessen sein, einige Worte über die Methodik solcher Untersuchungen im allgemeinen voranzuschicken.

Die Untersuchungsmethodik ist abhängig vom Objekt der Untersuchung. Ehe wir einig sind, wie wir untersuchen, müssen wir wissen, was wir untersuchen.

Die Spiritisten geben 5 Entstehungsarten von Geisterschriften an:

I. 1. Die Geister inspirieren unsichtbar ihr Medium und erwecken in ihm den Drang, ihre Inspiration niederzuschreiben.

2. Die Geister inspirieren nicht nur das Medium, sondern führen auch seine Hand beim Schreiben.

II. Das Medium legt die Hand auf ein Tischchen, das mit einem Bleistiftfuss versehen ist. Die Geister setzen das Tischchen in Bewegung und dieses schreibt (Psychograph, Emanulektor, Planchette).

III. 1. Die Geister schreiben direkt. Sie benutzen nicht mehr die Hand des Mediums, sondern schreiben selbst, wahrscheinlich mit einer

*) Es ist bezeichnend, dass ein früherer Anhänger der Blavatzky, C. W. Sellin, jetzt Hauptagitator des Rothe-Schwindels ist.

unsichtbaren »fluidischen« Hand. Sie können auch zwischen versiegelten Schiefertafeln schreiben. (Direkte Schrift, Tafelschrift).

2. Geister lassen ihre Geisterhand sichtbar werden und schreiben damit.

Man sieht, dass die Entstehungsgeschichte der Geisterschriften ganz verschiedene Elemente zeigt. In der Gruppe I ist der Vorgang des Schreibens ein normaler: das Medium schreibt. Die Schrift aber soll nach Form oder Inhalt die Urheberschaft von Geistern beweisen. Fall II fügt bereits ein neues Element hinzu: die Bewegung des Tischchens. Ganz aussergewöhnlich gestaltet sich Gruppe III. Hier schaltet das Medium als sichtbarer Schreiber überhaupt aus, und die Entstehung der Schrift nötigt bereits angeblich zur Annahme von Geistern. Die Untersuchungs-Methodik muss sich diesen verschiedenen Voraussetzungen anpassen.

Sie wird dabei dem obersten Grundsatz der Wissenschaft folgen, jede Erscheinung zunächst durch bekannte Gesetze zu erklären. Aufgabe dieser Untersuchung ist nicht, ein Urteil zu fällen, ob es überhaupt Schriften giebt, die auf supranormale Weise entstanden sind. Diese Frage ist noch nicht discussionsfähig, da das vorhandene Material ungenügend ist. Wir untersuchen vielmehr nur die normalen Vorgänge, die bei Entstehung von Geisterschriften mitwirken können und die Methoden, mittelst deren der Forscher die normalen Thatsachen heraussondern kann. Den Weg wollen wir zeigen, den die Untersuchung einschlagen muss, um exakt zu arbeiten. Ob dieser Weg schliesslich doch noch zu einem Punkte führt, wo das Land des Supranormalen beginnt — das steht hier nicht in Frage. Unsere Aufgabe, lässt sich also dahin formulieren: welche normalen Elemente müssen bei Beurteilung von Geisterschriften berücksichtigt werden, ehe es notwendig ist, das Vorhandensein übernormaler Elemente anzunehmen?

Unser Weg ist folgender:

Wir untersuchen zuerst die Vorgänge bei Entstehung der Schrift, zweitens die Schriftzeichen und ihre Anordnung, drittens den Inhalt (und zwar nach Orthographie, Satzbildung und Gedankeninhalt) und viertens die Schreibmaterialien (Papier, Bleistift, Tinte, Schiefer).

Am einfachsten gestaltet sich die Untersuchung der ersten beiden Fälle. (I 1 2.) Die Entstehung der Schrift ist normal. Die Prüfung der Schriftentstehung und der Schriftzeichen beschränkt sich daher darauf, ob das Medium seine Schrift verstellt oder bei der Niederschrift sich in einem pathologischen Zustand befindet. Letzteres ist der Normalfall. Die Geisterschriften sind — sofern sie nicht bewusster Schwindel sind — meistens »automatisch« entstanden. Das Medium befindet sich dabei oft in einem Zustand der Autohypnose (trance), Hysterie u. dgl. Es suggeriert sich, von Geistern besessen zu sein und oft schreitet sein Zustand bis zur Persönlichkeitsspaltung vor. Der Arzt wie der Graphologe werden auf derartige pathologische Elemente ihre ganz besondere Aufmerksamkeit lenken müssen. Ich halte dies für den schwierigsten Teil der ganzen Untersuchung. Der Einfluss von Suggestionen auf die Handschrift ist ein so starker, dass in vielen Fällen Laien auf die Identität mit der Handschrift Verstorbener schwören werden. Hier das natürliche Element nachzuweisen, ist ebenso schwierig, wie wichtig. Von dieser Entscheidung kann die weitere Frage abhängen, ob die Verstellung der Schrift auf Krankheit oder zurechnungsfähigen Betrug zurückzuführen, ob das Medium mit andern Worten Gauner oder Kranker ist. Der

Inhalt der Schrift kann dabei von Bedeutung werden, indem er auf das Vorhandensein psycho-pathischer Störungen hinweist. In einzelnen Fällen wird er vielleicht den Gedankenkreis des Mediums übersteigen und zur Annahme unterbewusster Erinnerungsreproductionen oder telepathischer Einflüsse führen.

Alles das gilt auch für die zweite Gruppe (Psychograph). (II.) Hier tritt als weiteres Element die Bewegung des Tischchens hinzu. Zu ihrer Erklärung sind die unfreiwilligen Zitterbewegungen — die übrigens auch mitunter in die erste Gruppe hineinspielen mögen — heranzuziehen. Die Benutzung des Tischchens führt ferner erfahrungsgemäss zur Verzerrung der einzelnen Buchstaben.

Die dritte Gruppe (III, 1. 2.) fügt diesen Schwierigkeiten ganz neue hinzu. Nunmehr tritt der Taschenspieler mit seinen Skrupeln und Zweifeln an den Forscher heran. Bei der Herstellung der »Directen Schriften« spielt die Taschenspielerei eine grosse Rolle. Sie hat eine ganze Anzahl besonderer Trics herausgebildet, auf deren Anwendung sämmtliche vier Prüfungsarten zu achten haben.

Die Methoden zur betrügerischen Herstellung »Directer Schriften« sind mannigfaltig. Sie zerfallen in 2 Gruppen:

a) Methode mit Vorbereitung der Schrift,
b) Methode ohne » » »

Bei der ersten Methode hat das Medium bereits vor dem Experiment die Schrift fertig gestellt. Seine Kunst besteht darin, die vorbereitete Schrift geschickt zu verstecken und im Zuschauer den Glauben zu erwecken, sie sei noch nicht vorhanden. Es giebt dafür verschiedene Trics. Am einfachsten ist es, wenn das Medium sich zweier gleich aussehender Papiere oder Tafeln bedient. Es zeigt das eine als leer herum und vertauscht es dann im günstigen Augenblick mit einem beschriebenen Exemplar. Dieser Vertauschungstric ist Specialität der Rothe. Er ist ganz veraltet, denn er setzt voraus, dass das Medium die Schreibunterlage liefert. Das lässt sich heutzutage das Publikum nicht mehr gefallen. Es will sie selbst liefern und das Medium ist daher nicht imstande, ein ähnliches Exemplar in Bereitschaft zu halten.

Soll die Schrift auf einer Schiefertafel erscheinen, so bedient sich das Medium einer kunstvoll konstruierten Doppeltafel. Ganz überraschend ist die chemische Methode. Das Medium legt in ein durchsichtiges Glas ein leeres Papier. Im nächsten Moment ist das Papier kräftig und deutlich beschrieben Das Papier ist natürlich vorher mit einer unsichtbaren chemischen Tinte beschrieben, während sich in dem Glas ein Gas befindet, das die Schrift sichtbar macht.

Kunstvoller ist schon der Abdruck-Tric. Hier liefert der Zuschauer die Tafel. Das Medium hüllt sie in ein Blatt Zeitungspapier, macht ein paar »magnetische Striche« und beim Aufwickeln ist die Tafel beschrieben. Der Tric ist sehr einfach. Die Schrift ist vorher mit Klebstoff auf die Zeitung geschrieben und dann mit Schieferstaub bedeckt worden. Das Medium drückt durch die »magnetischen Striche« die Zeichnung an das Papier und die Schrift ist fertig.

Alle diese Methoden sind dort angebracht, wo eine längere Schrift entstehen soll. In allen diesen Fällen ist die Beobachtung der Schriftentstehung besonders wichtig. Die Prüfung der Schriftzeichen und des Inhalts hat keine besondere Aufgabe zu lösen. Dagegen eröffnet sich der Prüfung des Schreibmaterials ein weites Gebiet. Beim chemischen Tric und beim Abdruck-Tric springt das ohne weiteres in die Augen. Beim Vertauschungstric wird man darauf

sehen müssen, ob das unbeschriebene und beschriebene Exemplar wirklich identisch sind. Kleine, unscheinbare Zeichen können selbst das schlaueste Medium irreführen. Endlich pflegen die Medien selbst an dem Material eine unscheinbare Veränderung vorzunehmen. Sie zerkratzen es. Der Durchschnitts-Spiritist will nämlich die Geister, die er nicht sieht, schreiben hören. Dieses Geräusch imitieren die Medien durch Kratzen auf der Schreiboberfläche. Das that schon Slade und die Rothe ist natürlich dem berühmtem Meister gefolgt. Die Folge davon sind deutliche Kratzspuren, die um so besser hervortreten, je rauher die Schreibfläche ist.

Ein guter Taschenspieler pflegt indessen lieber die Methoden ohne Vorbereitung der Schrift zu benutzen. Hier kann er zeigen, ob er mehr als das Gros der Pfuscher versteht und die genialen Leistungen eines Hermann, Schradieck, Maskelyne, Davey haben die Experimente eines Slade in Schatten gestellt. Maskelyne ergriff eine von dem Zuschauer gelieferte leere Schiefertafel, hob sie allen sichtbar frei in die Luft und nach wenigen Minuten fand sich darauf mit kräftigen Zügen jeder von den Zuschauern gewünschte Satz geschrieben. Der Tric ist trotx seiner Einfachheit schwierig.

Das Medium schiebt unter den Nagel des Zeigefingers der Hand, mit der es schreiben will, unbemerkt einen flachen Schiefersplitter. Mit dem Daumen und den übrigen Fingern hält es die Tafel und schreibt dann mit dem Zeigefinger die Schrift. Ein Versuch zeigt, dass hierzu grosse Gewandtheit gehört.

Die Medien, die meistens zu wenig gelernt haben, um solche kunstvolle Trics auszuführen, machen es sich bequemer. Sie fahren mit beiden Händen unter den Tisch und schreiben dort mit Schiefer oder Bleistift ein paar verkritzelte Worte.

In allen diesen Fällen wird die Untersuchung der Schriftzeichen wertvolle Aufschlüsse geben. Da das Medium die Hand in einer gezwungenen Lage hält und das Schreiben nicht mit den Augen kontroliren kann, werden sich typische Verzerrungen der Schrift ergeben. Sie wird unter Umständen die Zeilen verfehlen oder sich nur am Rande halten.

Schliesslich wird die Prüfung der Schriftzeichen noch einen andern Tric berücksichtigen müssen. Viele Taschenspieler arbeiten mit Vorliebe links. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer ist nämlich gewohnheitsmässig auf die rechte Seite gerichtet und wird durch Gebrauch der linken Hand leichter getäuscht. Beim Schreiben arbeitet man freilich eher rechts, weil — selbst bei Linksern — die Erziehung das Rechtsschreiben zur Gewohnheit gemacht hat.

Ueber die 5. Gruppe (schreibende Geisterhand) nur wenige Worte. Sie ist so selten, dass es nicht der Mühe lohnt, sie eingehend zu erörtern. Das Medium oder ein Helfershelfer hüllt einen Aermel in eine schwarze Draperie, so dass bei Dunkelheit die Hand scheinbar unvermittelt in der Luft schwebt, und schreibt dann selbst. Es giebt auch kunstvoll konstruirte „Schreibende Hände", die ich jedoch, da sie nie von Medien benutzt werden, übergehe.

Meine Untersuchungsmethode beruht also auf dem naturgemässen Ineinandergreifen von vier Prüfungsarten. Unter Umständen kann schon eine einzelne zum Nachweis des Betruges genügen. In anderen Fällen wird ihre Uebereinstimmung zu einem schlagenden Ergebnisse führen Meistens aber werden sie sich ergänzen und berichtigen. Hier eröffnet sich insbesondere für die Prüfung der Schriftzeichen ein weites Feld. Sie wird durch den exakten Nachweis angewendeter Trics das Märchen vom übernatürlichen Ursprung vieler

Geisterschriften zerstören und die angeblichen Wunder auf bewusste oder krankhafte Täuschungen zurückführen. Den Betrug, den offenbarungslüsterne Spiritisten nicht fanden, wird der Graphologe ohne Mühe nachweisen können. Indem er aber weiter auf pathologische Elemente seine Aufmerksamkeit richtet, wird er zur Lösung schwieriger wissenschaftlicher Probleme beitragen.

Es kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, im einzelnen zu prüfen, welche Momente in allen Fällen notwendig oder ausreichend sind, um die wahre Natur der Geisterschriften festzustellen Das ist Sache der künftigen praktischen Casuistik Auf einen grundlegenden Irrtum der Spiritisten möchte ich aber doch schon jezt hinweisen. Die Gefährlichkeit der graphologischen Untersuchung witternd haben sie eine Hypothese aufgestellt, die sie zu entwerten scheint.

Wenn ein Geist durch ein Medium schreibt — so behaupten sie — trägt die Handschrift stets mehr oder minder die Schriftzüge des Mediums. Das Medium ist eben nur Durchgangspunkt, Werkzeug, Schreibmaschine Es kommt daher nur auf den Inhalt der Schriften und ihre Entstehung an. Diese „Hypothese" ist aber als Princip falsch.

Nehmen wir an, mehrere Geister *(A. B. C. D.)* schreiben durch ein Medium *(M.)*. Dann enthalten die Schriftzüge *(S)* folgende Elemente:

$S_1 = A + M.$

$S_2 = B + M.$

$S_3 = C + M.$ *u. s. w.*

Das heisst: Die Handschrift enthält stets Elemente des Mediums: (M.). Zugleich enthält sie aber auch fremde Elemente. Letztere sind verschieden, sobald die „Geister" verschieden sind. Die Handschriften mehrerer Geister sind also stets verschieden. (Es müssten denn die verschiedenen Geister eine Handschrift haben!).

Wenn daher ein Medium behauptet, verschiedene Geister benützten seine Hand, und wenn es trotzdem nur eine Handschrift hervorbringt, die nur ein Fremdelement aufweist, so ist bewiesen, dass seine Behauptung falsch ist. Denn es müssten verschiedene fremde Elemente darin vorkommen.

Weiterhin wird das Fremdelement zu untersuchen sein. Wenn dieses eine direkte willkürliche Verstellung oder die Anwendung von trics zeigt, so ist es kein fremdes Element mehr, sondern nur eine Abänderung des Elementes *M.*

$S_1 = M + m$

$S_2 = M + m$

$S_3 = M + m$ *u. s. w.*

In einem solchen Fall ist dann bewiesen, dass das Medium selbst durch freiwillige oder unfreiwillige Entstellung seine Handschrift geändert hat. Die Graphologie ist also sehr wohl imstande, selbständig Geister zu vertreiben, die andere gerufen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Principielles bei Lavater.

Von **Dr. E. Axel.**

Dass Lavater eine ungewöhnliche Gabe besass, Physiognomieen zu deuten, ist jedermann bekannt. Seine Art, die seiner »Physiognomik« beigegebenen Zeichnungen zumal von Gesichtsprofilen zu interpretieren, hat etwas Verblüffendes und durchweg Ueberredendes Was wir mehr oder minder im Gefühl zu haben glauben, scheint durch seine Auslegung begriffliche Bestimmtheit zu erlangen. Auch erfahren wir nicht wenige Beziehungen zwischen Körperformen und Charaktereigenschaften. Aber so sehr sie uns im einzelnen ansprechen mögen — wir können nur selten einsehen, weswegen ihnen Allgemeingültigkeit zukomme. Lavater dekretiert, statt zu beweisen. Wir sollen auf Schritt und Tritt als selbstverständlich zugeben, was weder plausibel gemacht noch durch Erfahrungsbelege gestützt wird Daraus z. T. erklärt sich, warum eine so reiche und anregende Sammlung physiognomischer Portraits doch nicht der Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Tradition werden konnte. Um so wichtiger aber erscheint es uns, aus dieser grossen Fülle lose verbundener Betrachtungen und Einzelschilderungen einmal herauszuholen, was gleichwohl an allgemeinen Grundsätzen darin verstreut ist. Die Mühe ist geringer als man denken möchte. Seltsamer Weise findet sich alles Wesentliche in ziemlich gedrängter Fassung (und sogar in leidlich guter Folge — was bei Lavater Wunder nimmt!) zusammengestellt bereits in jenem ersten physiognomischen Werkchen Lavaters, das 1772 unter dem Titel »Von der Physiognomik« von J. G. Zimmermann herausgegeben wurde.*) Sofern sich die späteren »Physiognomischen Fragmente« mit principiellen Erwägungen befassen, führen sie das dort Gebotene weiter aus; Neues dagegen haben sie nur wenig hinzuzufügen. Wir werden uns daher hauptsächlich an jene erste Veröffentlichung halten und Lavater selbst nach Kräften zu Worte kommen lassen.

Mit Lavaters Definition der Physiognomik, wie sie in der genannten Schrift gegeben wird, können wir uns einverstanden erklären. »Physiognomik . . . wäre also alles an dem Körper des Menschen und den Bewegungen desselben, insofern sich daraus etwas von dem Charakter des Menschen erkennen lässt.« Die Unterscheidung von Körper und Bewegungen des Körpers führt später zur Einteilung des ganzen Gebietes in Physiognomik (im engeren Sinne) und Pathognomik. Erstere soll sich mit der Form des festen und der Ruhe der beweglichen, letztere mit der Bewegung der beweglichen Teile befassen (wie Lachen, Gang, Sprechweise, Schreiben etc.). Die Grenzen zwischen beiden Provinzen sind jedoch flüssige, da die Form der beweglichen Teile mitbestimmt wird durch ihre Bewegung. Obwohl Lavater gerade in dieser Hinsicht einige prinzipielle Sätze aufweist, so gab er doch übrigens der Organphysiognomik den Vorzug. »Pathognomik hat mit der Verstellungskunst zu kämpfen, nicht so die Physiognomik.« Wir wissen, dass solches — um Lavaterisch zu reden — für die Pathagnomik des Schreibens am wenigsten gilt.

*) Vergl. Busse, Graph. Monatshefte, 1901, S. 32—34.

Unter den Gründen, welche Lavater für die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Physiognomik anführt, ragt hervor der wiederholte Hinweis auf das wirkliche Vorhandensein einer »natürlichen« oder auch sog »confusen«. Nachdrücklich wird betont, » . . dass kein Mensch . . auf der Welt sei, auf den nicht wenigstens einige gewisse Aeusserlichkeiten am andern einen solchen Eindruck machen, dass sein Urteil über ihn und sein Betragen gegen ihn auf irgend eine Weise bestimmt wird«. Auch die Frage, worauf diese natürliche Physiognomik beruhe, hat sich Lavater schon in der Schrift von 1772 gestellt. Der Eindruck eines Auges z. B., meint er, erkläre sich vermutlich, »weil es uns dunkle Aehnlichkeiten mit Leuten darstellt, an denen wir durch Erfahrung und Umgang dergleichen Eigenschaften bemerkt haben«. Dass unbewusste Vergleichungen jedoch allein nicht genügen, um die physiognomische Intuition zu erklären, wird in den späteren Fragmenten ausführlich erläutert. Wir citieren eine besonders interessante Stelle. (Physiognomik in verkürzter Ausgabe von 1829. Bd. IV S. 115—116.) »Jenes Gesicht missfällt allgemein, warum? Nicht eben, weil es gerade jetzt voll reiner, in Bewegung gesetzter Leidenschaft ist; warum dann? — Weil es uns mit dieser Leidenschaft drohet. Nicht dass wir klare Zeichen dieses Drohens sehen, nicht dass wir der Leidenschaft sogleich ihren eigenen Namen müssen geben können; aber unsere Nerven werden von diesen Zügen auf eine ähnliche Weise afficiert, wie durch die bewegte Leidenschaft selbst. Auch muss es eben nicht Erinnerung an den Effect einer solchen in Bewegung gesetzten Leidenschaft sein, die diese Abneigung einflösst. Das Kind und das Tier hat sie mit dem Räsonnieren und dem Abstrahieren gemein . . . Solche Züge an sich reizen und drücken organische Wesen physisch und unmittelbar . . . Die Erinnerung von der Wirkung dieser bewegten oder ruhenden Leidenschaften kommt freilich gemeiniglich hinzu; aber auch ohne diese Aus- und Rücksicht an sich schon . . . ist der blosse Eindruck physisch angenehm, physisch unangenehm, wie bei . . . einer harmonischen oder disharmonischen Musik.« Hieran schliesst sich eine feinsinnige Betrachtung über physiognomischen Einklang und Missklang. Es giebt nach Lavater einen besonderen physiognomischen Sinn »in Absicht auf das, was von anderen Menschen für uns besonders harmonisch oder disharmonisch ist«. Es giebt Physiognomien, »die nicht allgemein als niedrig oder als gemein gefällig erkannt würden, sondern nur unter sich sehr harmonierend oder disharmonierend wären« und es giebt »in jedem Menschen einen mehr oder minder entwickelten . . . Sinn für die mit ihm besonders harmonischen oder disharmonischen Gesichter«. — Schliesslich hat Lavater nicht unterlassen, auf die in der Sprache niedergelegten physiognomischen Intuitiverfahrungen hinzuweisen und die Gelehrten zur Sammlung aller physiognomischen Redewendungen aufzufordern. (Beispiele: »Man sieht es ihm an den Augen an.« »Er hat ein ehrliches Gesicht.« »Er ist besser als sein Gesicht« etc.)

In derlei Thatbeständen liegt nun wirklich ein starker Wahrscheinlichkeitsgrund für die Möglichkeit physiognomischer Wissenschaft. Wenn wir fortwährend unbewusst physiognomische Schlüsse ziehen, dann muss es allgemeine Merkmale von symptomatischer Bedeutung geben. Ja, es erwüchse der Wissenschaft daraus die ganz bestimmte Aufgabe, den Totaleindruck in immer wiederkehrende Zeichen und Zeichenzusammenhänge aufzulösen. — Doch wir wollen den weiteren Ausführungen nicht vorgreifen.

Die wissenschaftliche Physiognomik zerfällt nach Lavater in einen empirischen und einen theoretischen Teil. Die Empirie giebt Erfahrungsregeln der Verbundenheit seelischer mit leiblichen Eigenarten; die Theorie sucht solche Entsprechungen als notwendig zu erweisen. Wir wollen uns zunächst mit der letzteren beschäftigen.

Da ist nun nicht zu verkennen, dass Lavater im einzelnen vor allem gefühlsmässige Analogien handhabt. So parallelisiert er — um nur ein Beispiel zu nennen — in Anlehnung an eine alte Dreiteilung drei Grundcharaktere des Menschen (d. h. in heutiger Sprache Grundeigenschaften) mit drei Körpersphären: nämlich den animalischen »Charakter« mit der unteren (Bauch), den moralischen mit der mittleren (Brust), den intellectuellen mit der oberen (Kopf) Körperpartie. Der Kopf für sich ferner erscheint als eine Art abkürzender Zusammenfassung der ganzen Leiblichkeit, so dass Kinn und Mund der unteren, Wange und Nase der mittleren, Auge und Stirn der oberen Sphäre entsprechen. Wir werden jedoch sehen, dass solchen Analogiebildungen unter Umständen principielle Bedeutung zukommt. — Vorläufig geben wir die wichtigsten allgemeinen Ueberlegungen, durch welche Lavater die Abhängigkeit des Körpers von der Seele verständlich machen will. — Sein Raisonnement ist etwa folgendes: Verschiedenheiten des Charakters sind gebunden an Verschiedenheiten der Säfte, der »Lebensgeister«, der Nerven, des Gehirns etc. Nach diesen wiederum richtet sich Bau, Aussehen und in gewissem Grade selbst Bewegungsweise des sichtbaren Körpers. Folglich muss es möglich sein, aus Merkmalen des letzteren Züge des Charakters zu erschliessen. Wir citieren, was er in der Schrift von 1772 über die Ausprägung z. B. des »intellectuellen Charakters« sagt. »Wird sie (die Vernunft nämlich) uns nicht sagen, dass Gedächtnis, Einbildungskraft, Verstand bei gleichen Nerven, gleichen Lebengeistern, gleichen Säften, gleicher Beschaffenheit und Lage des Gehirns unmöglich so verschieden sein könnten, wie wir sie wirklich unter den Menschen antreffen? Wird sie uns nicht sagen, dass bei . . . einer solchen Feinheit . . . der Nerven die sinnlichen Eindrücke lebhafter, folglich das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Witz und endlich der Verstand feiner sein müsse als bei einer ganz anderen Constitution? Wird sie uns nicht sagen, dass die Verschiedenheiten des Gehirns und seiner Lage . . . Contour und Bau des anfangs weichen und faserichten Schädels bestimmen müsse . . .« In ähnlicher Weise wird der »moralische« der »Temperaments-« der »Geschicklichkeitscharakter« als formende Kraft gedacht — jeder sich auf gewisse Körperbeschaffenheiten vorzüglich erstreckend. (Das Temperament z. B. soll durch das »Geblüt« vor allem die Leibesfarbe beeinflussen.) — Dass irgendwelche Entsprechungen dieser Art bestehen müssen, ist eine prinzipiell richtige Erwägung; nur führt sie uns keinen Schritt weiter zur Erkenntnis derselben. Ja, man darf sagen, dass wir von Beziehungen zwischen Eigenschaften etwa der Nerven oder des Blutes und solchen der Seele erst recht nichts wissen — nämlich noch weit weniger als zwischen Eigentümlichkeiten des äusseren Körperbaues und der Seele. Hier ist kein Weg, um aus den Allgemeinheiten herauszukommen.

Einschlägiger und dem heutigen Denken näher sind diejenigen Aeusserungen Lavaters, die sich auf mehr pathognomischem Gebiete bewegen. — Jeder in Activität befindliche Mensch hat sein individuelles Bewegungstimbre, das — ihm

selber unbewusst — sein inneres Wesen sichtbar macht. Das gilt nicht nur für vorübergehende, mehr affective Zustände, sondern ebensosehr für das Bleibende eines Charakters. Darauf beruht die Verständlichkeit aller Schauspielerei und der bildenden Künste, sofern sie sich auf den Menschen erstrecken. In der Abhandlung von 1772 heisst es unter anderem: »Ich getraue mir zu behaupten, dass auch derjenige, der in seinem Leben nichts von der Physiognomik gehört hat, einen Menschen nicht für aufrichtig wird halten können, der uns nie in die Augen sehen darf, der freiwillig und mit einer Art von Affectation schielet, der mit dem halben Munde lächelt, wenn er etwas Ernsthaftes oder Trauriges erzählt, dessen Ton etwas Unsicheres oder Schwankendes hat, dessen Rede unterbrochen und zerstreut, dessen Stimme bald langsam, bald schnell, bald laut, bald leise, bald ängstlich und weinerlich, bald tiefatmend und zurückhaltend ist. Lasset einen solchen so schön mit uns reden als er immer will, wir werden uns schwerlich bereden, dass Aufrichtigkeit, Lauterkeit und Einfalt den Vorzug und das Eigentümliche seines Charakters ausmachen.« Aber er geht weiter; er weiss, dass dadurch die beweglichen Teile dauernd beeinflusst werden, dass so ein physiognomisch »Habituelles« entsteht. »Ist es nicht für die blosse Vernunft im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die Wiederholung gewisser Bewegungen der Muskeln, welche Bewegungen mit gewissen Affecten oder Gemütszuständen unzertrennlich verknüpft sind, endlich eine solche Falte, eine solche Merkbarkeit verursachen müssen, welche leicht ein Gegenstand der Wissenschaft werden können.« Durch diese Worte ist ein wichtiges Prinzip der Herleitung physiognomisch bedeutsamer Züge aus bleibenden Triebfedern völlig streng formuliert.

Mit allem Bisherigen haben wir jedoch den Nerv des Lavaterschen Philosophierens noch nicht getroffen. Das alles sind ihm mehr beiläufige Gedanken — hervorgeholt, um auf diese oder jene Weise der Vernunft näher zu bringen, wovon er gefühlsmässig so tief durchdrungen ist. Aus Erfahrungen welcher Art aber erwächst die Sicherheit seines physiognomischen Glaubens? — Wer sich in die Lavaterschen Aufzeichnungen vertieft und dabei mehr seinem Takt als den Begründungsversuchen des Autors folgt, wird sich der Einsicht nicht verschliessen, dass dieser Mann ein überaus entwickeltes Gefühl für die Zusammenstimmung aller Teile eines Organismus, für die sozusagen organische Folgerichtigkeit alles Wachstums gehabt haben muss. Was eigentlich diese Folgerichtigkeit sei und woher sie rühre — derlei schwierige Fragen lassen wir hier füglich bei Seite. Gewiss ist: dass besonders dafür beanlagte Persönlichkeiten, ein unmittelbares Wissen davon haben, auf Grund dessen sie Verstösse gegen die geheime Logik der Gestaltungskräfte sofort bemerken. Ihre Auslegekunst vergleicht, wenn auch unbewusst, das gegebene Individuum mit seinem gewissermassen geplanten Urbilde und deutet die mehr oder minder feinen Abweichungen. — Hierin aber läge für die Wissenschaft der Impuls, Gesetze des Zusammenvorkommens herausgehobener Einzelzüge zu finden. Ganz gleich, ob sich dieselben schliesslich als mit jenem Gefühl in Einklang befindlich erwiesen oder nicht: nur in ihm wäre für die beim Aufsuchen der Thatsachen einzuschlagende Richtung ein Bestimmungsgrund gegeben, indess ein planloses Zusammentragen zufällig sich darbietender Aehnlichkeiten stets ein wenig aussichtsreiches Beginnen bleibt.

Lavater hat das nicht in dieser Weise zur wissenschaftlichen Forderung hoben, aber er weiss doch mit völliger Deutlichkeit, dass sein physiognomisches

Urteil in erster Linie auf dem Erfassen der Zusammenstimmungen und Missverhältnisse beruht. Und auch darin liegt ein Stück principieller Erkenntnis. Er nennt dies Gefühl den »physiognomischen Grundsinn« und ergeht sich in fast überschwänglichen Lobpreisungen desselben. »Den Schlüssel aller Wahrheit« ruft er aus (Physiognomik, Verk. Ausgabe, 1829, Bd. II, S. 28) »hat der, der dies Gefühl für die Homogenität der Natur, mithin auch der menschlichen Bildung hat.« Und umgekehrt: »Nie vom Hauche der Weisheit jemals angeweht ist der, der die unmittelbare Fortsetzung, Continuität, Einfachheit der organischen Naturprodukte einen Augenblick bezweifeln kann.« — Wir wollen eine Reihe von Stellen anführen, die diesen Gedanken des Breiteren erläutern. (Von der Physiognomik, 1772, S. 28—30.) »Eine andere Hand als ich habe, würde schon eine ganz andere Proportion aller Teile meines Körpers fordern.« »Eine Hand von Vandyk passt nicht zu einer Figur von Rubens.« (Physiognomik, Verk. Ausgabe, 1829, Bd. II, Kap. 4 »Ueber Homogenität, Gleichartigkeit aller einzelnen menschlichen Gestalten.«) »Die Natur wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus, aus e i n e m Mittelpunkte auf den ganzen Umkreis. Dieselbe Lebenskraft, die das Herz schlagen macht, bewegt den Finger, dieselbe Kraft wölbt den Schädel und den kleinsten Nagel an der kleinsten Zehe. Die Kunst flickt zusammen, die Natur nicht.« »So wie ein jeder Teil sein Verhältnis hat zu dem Körper, von dem er einen Teil ausmacht, so wie aus der Länge des kleinsten Gliedes, des kleinsten Gelenkes an einem Finger die Proportion des Ganzen, die Länge und Breite des Körpers gefunden und bestimmt werden kann, so auch die Form des Ganzen aus der Form jedes einzelnen Teiles. Alles ist länglich, wenn es der Kopf ist; alles runder, wenn dieser rund ist; alles geviert, wenn er geviert ist . . . Daher ist jeder organische Körper so ein Ganzes, dass ohne Disharmonie, Zerrüttung oder Verunstaltung nichts weggeschnitten, nichts angeflickt werden kann.« »Jedes Gesicht verändert sich, wenn man will, obgleich unmerklich, auch in seinen festen Teilen alle Augenblicke. Aber jede Veränderung des Gesichtes ist dem Gesichte angemessen. Jedes hat eine besondere ihm eigentümliche Art von Veränderlichkeit. Selbst das Affectierte, Nachgeahmte, Heterogene hat wieder seine Eigentümlichkeit, die abermals aus der Natur des Ganzen entspringt und so b e s t i m m t nur in diesem und keinem anderen Wesen möglich ist.« »D i e E n t w ü r f e d e r N a t u r s i n d E n t w ü r f e e i n e s M o m e n t e s.« » . . . Wie es in den schönen Figuren eine Homogenität und Gleichartigkeit giebt, so auch in den schlechten. Ein jeder Krüppel hat seine ihm eigene Art von Krüppelhaftigkeit, die sich durch alle Teile seines Körpers verbreitet.« »W e r P h y s i o g n o m i k s t u d i e r e n w i l l, s t u d i e r e d i e Z u s a m m e n s c h i c k l i c h k e i t d e r c o n s t i t u i e r e n d e n G e s i c h t s t e i l e.« Und er studiere sie — können wir hinzufügen — indem er sich l e i t e n lasse von jenem Gefühle für das organisch »Zusammenschickliche.« Lavater selbst hat aus diesem Antrieb Vergleichungen unternommen und glaubte zu einigen Ergebnissen gelangt zu sein. Z. B. »Unter hundert im Profile zirkelförmigen Stirnen ist mir noch keine einzige mit einer Habichtsnase, unter hundert gevierten, quadratähnlichen ist mir kaum eine ohne tiefen Einschnitt fortlaufend, zu Gesichte gekommen. Noch habe ich keine perpendiculäre Stirn mit sehr gebogenen zirkelförmigen Unterteilen des Gesichtes gesehen, das unterste Kinn ausgenommen.« Oder Bd. IV, S. 18—19, wo er zugleich ins Psychische hinüberspielt. »Weisse, zarte, reine, flache Haare zeigen immer eine schwache, feine, reizbare oder viel-

mehr schreckbare, drückbare Organisation an. Schwarze, krause werden sich nie an einem sehr feinen, zarthäutigen, markichten Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch; wie das Fleisch, so die Muskeln; wie diese, so die Nerven; wie diese, so die Knochen. Die wenigste Reizbarkeit ist immer beim kurzen, harten, krausen, schwarzen Haar; die meiste beim flachsweissen, zarten, Reizbarkeit nämlich, ohne Federkraft.«

In solchen Regeln, sofern sie der Erfahrung standhielten, läge unfraglich das Fundament physiognomischer Wissenschaft. Man vergegenwärtige sich, was durch sie geleistet wäre. Der ursprünglich unbestimmte, aber dringende Totaleindruck wäre zurückgeführt auf einen Zusammenhang allgemeiner Merkmale. Von hier aber bis zur Deutung ist nur noch ein Schritt. Denn eben mit dem Gefühl für jene Zusammengehörigkeit der Teile ist ja die intuitive Auslegung des bestimmten Einzelfalles verbunden. Wir wüssten also mit jenen Regeln zugleich, an welche Proportionsbestimmtheiten der zum Ganzen verbundenen Teile sich das deutende Urteil geknüpft sieht. Wir wüssten z. B., welche Grössenverhätnisse gegeben sein müssten, damit uns ein Körperbau (oder auch nur ein Gesichtsprofil) den Eindruck des Stolzes mache. Auf der Basis dieses Wissens könnten mit Erfolg wirkliche Vergleichungen unternommen werden und die Ergebnisse wären nun mehr als blosse Empirie; sie wären bewahrheitete Analogien.

Lavater hat diesen Uebergang hie und da gedanklich vollzogen. Wir führen eine besonders charakteristische Stelle an. (Physiognomik. 1829. Bd. II. S. 36—37.) »Man setze aus zwei, drei, vier Silhouetten von sehr verständigen Menschen eine zusammen, so, dass der Ansatz als solcher unmerklich sei. Man nehme von dem einen die Stirn, lasse diese in die Nase des zweiten, diese in den Mund des dritten, diesen in das Kinn des vierten einfliessen, und das Facit dieser vier Zeichen von Weisheit wird Narrheit werden: so wie vielleicht jede Narrheit nur Anflickung eines heterogenen Zusatzes ist . . . Wo aber der Mensch ein Narr wird, der sonst verständig war, da erfolgt allemal dieser Ausdruck von Heterogenität. Das Untergesicht dehnt sich, oder die Augen bekommen eine mit der Stirn ungleichlaufende Richtung . . . oder die Züge des Gesichts kommen auf eine andere Art ausser ihr Gleichgewicht. Mithin ist es allemal Disharmonie, wodurch auch in einem von Natur verständigen Gesichte die zufällige Narrheit sichtbar wird«. Denken wir uns, dass die Grenze der Heterogenität der Teile wenigstens innerhalb eines gewissen Spielraums messbar wäre und ergäbe sich, dass die extremeren Fälle in procentisch grossem Uebergewicht nur bei thatsächlich mehr oder minder närrischen Persönlichkeiten angetroffen würden, so hätten wir damit — wo nicht ein physiognomisches Gesetz — so doch eine brauchbare physiognomische Regel.

Nur auf Grund solcher Regeln der Zusammengehörigkeit der Merkmale aber kann jedes einzelne den Rang eines Zeichens erlangen -- eine Wahrheit, von der sich die Graphologen in ihrer Wissenschaft leider immer noch nicht überzeugen wollen.*) Lavater weiss das, und er hat um deswillen völlig

*) Wir können uns nicht enthalten, an dieser Stelle eine graphologische Anmerkung zu machen. — Dass die speziellen Seelenanlagen, auf deren Feststellung es dem ausübenden Graphologen ankommt wie Sanftmut, Starrsinn, Unternehmungsgeist etc., durch Allgemeinmerkmale der Schrift (Winkelbindung, Druckreichtum etc.) niemals angezeigt werden, dem giebt — obschon in völlig verfehlter Weise — die sog. Resultantenlehre Ausdruck. In Wahrheit handelt

Recht, wenn er meint, dass prinzipiell ein einziger Zahn physiognomisch ebenso bedeutsam sei wie der ganze Körper. (Von der Physiognomik 1772, S. 29—30.) »Vielleicht findet man es lächerlich aus einem Knochen oder einem Zahne physiognomische Beobachtungen herzuleiten. Ich finde es gerade ebenso natürlich als aus einem Gesichte. Nicht, dass das ganze Gesicht als ein Zusammenfluss von lebendigen Expressionen nicht viel stärker und entscheidender spräche als ein einzelnes kleines Glied. Auch allerdings nicht, dass nur das eine so leicht sei als das andere. Allein ich getraue mir zu behaupten, der preiswürdige Schöpfer habe eine solche Proportion oder Analogie zwischen allen Teilen der Maschine des menschlichen Körpers festgesetzt, dass ein höherer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äusserliche Bildung und den allseitigen Contour des ganzen Menschen bestimmen könnte und dass folglich ihm ein einziger Muskel hinreichend wäre, den ganzen Character des Menschen daraus zu calculieren.« Man sieht daraus, wie sehr man Lavater Unrecht thut, wenn man glaubt, er habe in äusserlicher Weise körperliche Merkmale für **Zeichen** genommen. Er ist vielmehr stets von der Ueberzeugung durchdrungen, dass ein so beschaffenes Einzelmerkmal nur in ein bestimmtes **Ganze** hineinpasse, das seinerseits nun freilich die Expression eines bestimmten Charakters sei.

Wir hätten damit das theoretisch Wichtigste herausgeschöpft, sofern es prinzipiell verwertbar ist. Immerhin sei noch angefügt, dass Lavater auch auf Einwände zu antworten versuchte. Man hielt ihm unter anderem entgegen, dass der Körper des Menschen doch keineswegs nur von seiner Seele, sondern auch von äusseren Schicksalen, von Krankheit, von Unfällen geprägt werde — und zumal, dass er ein mehr oder minder ererbter sei. Bezüglich des ersteren, meint Lavater, dass noch so viele Schicksale die innerlich bedingte Grundphysiognomie zwar ein wenig zu modificieren, nicht aber bis zur Unkenntlichkeit zu verwandeln imstande seien, dass wir folglich aus allen Trübungen und Verunstaltungen den Urtext doch immer herauszulesen vermöchten. In den Vererbungsthatsachen aber erblickt er einen Beweis gerade für die Physiognomik; denn

es sich dabei stets um den Uebergang von der Wirkung zur Ursache. Die Wirkung — irgend eine allgemeinste Eigenschaft der Seele — kann je nach dem seelischen Ganzen, innerhalb dessen sie uns entgegentritt, verschieden: Ursachen haben, so wie in der physischen Welt etwa Wärme hier das Ergebnis mechanischer Reibung, dort die Wirkung einer Verbrennung und wieder ein anderes Mal vielleicht Begleiterscheinung eines galvanischen Processes ist. Dieser Aufsuchung der durch den individuellen Complex bedingten tieferen Ursache sucht das irreführende Gleichni von den Resultanten einen methodischen Anstrich zu geben. Was aber diese Lehre überhaupt übersieht, ist dies: dass schon die unmittelbaren (d. h. zugleich die allgemeinsten) Ursachen graphischer Grundmerkmale verschiedene sein können und erst durch ihre Verbundenheit mit anderen Grundmerkmalen eindeutig bestimmt werden. So kann z. B. Guirlandenductus mindestens drei verschiedene unmittelbare Ursachen haben. Er kann erstens als Ausdruck gewohnheitsmässiger Schreibeile und folglich als Begleiterscheinung einer gewissen Leichtigkeit der associativen Vorgänge auftreten — er kann zweitens die graphische Bekundung sein der unwillkürlichen Tendenz, eckige Bewegungen überhaupt zu meiden — er kann drittens dem visuellen Bedürfnis nach solchen Formen emtspringen, die den Gefühlscharakter der „Offenheit" tragen. Für welche dieser drei allgemeinsten Dispositionen er Symptom oder Zeichen ist, ergiebt sich aus den ihn begleitenden weiteren Grundmerkmalen der Schrift. Erst nachdem man dies erforscht hat, beginnt die Erwägung, welche zu den tieferen Ursachen hinabsteigt. Deren aber können Legion sein. Man denke nur, aus was für verschiedenen Charaktereigenschaften sich beispielsweise herschreiben mag die Geneigtheit, im Ausdrucksleben eckige Bewegungen zu vermeiden: sie kann, um zwei Extreme anzuführen, sowohl aus weichherziger Nachgiebigkeit als auch aus diplomatisch berechnender Biegsamkeit hervorgéhen. — Man sieht daraus wohl, dass es völlig absurd und auch praktisch eine Quelle zahlreicher Fehler ist, wenn man nach Art mancher „Zeichendeuter" graphische Merkmale ohne weiteres auf derartig spezielle (und meist gleich eine ganze Reihe sich erstaunlich widersprechender!) Charakterzüge hinweisen lässt, um mit so vagen Mutmassungen ein sonderbares Würfelspiel zu treiben — welches sich dann noch hochtrabend „Resultantenbildung" nennt. — (Vgl. hierzu die Ausführungen von Klages. Graph. Monatshefte. 1900. S. 30—31, 92, 95.)

mit den körperlichen vererben sich nach seiner Auffassung die zugehörigen seelischen Eigenschaften. Diese Meinung bedürfte, wie wir bemerken wollen, natürlich selbst erst des Beweises. — Noch über viele Fragen allgemeiner Natur hat Lavater nachgedacht, so z. B. in anregender Weise, über die Einwirkung der Imagination auf den eigenen und den Körper fremder Personen, ohne jedoch zu irgendwelchen principiell in Betracht kommenden Anschauungen zu gelangen.

Es erübrigt, einen Blick zu werfen auf das, was Lavater die empirische Physiognomik nennt. Alles Wichtige darüber enthält schon die Schrift von 1772 in einem eigens dazu bestimmten Kapitel: »Wie vielleicht diese Wissenschaft studiert werden solle.« Er entwickelt hier an Beispielen sehr gut die Methoden inductiver Vergleichung. Man gehe z. B. in ein Thorenhospital (Thor heisst hier soviel wie Schwachsinniger) und stelle aufs Genaueste die Körperproportionen und speciell Gesichtsprofile aller dieser Thoren fest. (Lavater fordert vom Physiognomisten, dass er ein guter und sicherer Zeichner sei!). Man suche ein unterscheidend Gemeinsames zu gewinnen und mache die Annahme, dass dies der organphysiognomische Ausdruck des Schwachsinns sei Zur Controlle prüfe man nun – soweit möglich – jeden, der einem im Leben begegnet, ob er eine Annäherung an diesen Ausdruck aufweise. Man findet hie und da einen solchen, aber es ist ein sehr verständiger Mann. Die herausgelösten Merkmale sind also nicht die für Stumpfsinn in entscheidender Weise bezeichnenden. »Ich lerne, dass ich mich nicht auf einen einzigen Zug verlassen, dass ich verschiedene zusammensetzen muss.« Neue Beobachtungen sind nötig, damit die erste Annahme sich berichtige etc. etc. Man vergleiche nun umgekehrt die Köpfe von hochintelligenten Menschen, und es zeigt sich, dass gewisse den Idioten eigentümliche Züge, hier niemals vorkommen u. s. w. — In der Aufsuchung der Extreme liegt ein methodisch durchaus richtiger Forschungskunstgriff. — Lavater hat auch nicht versäumt, Geschichte und Kunst in den Rahmen seiner Empirie hineinzuziehen. So vergleicht er Kupferstiche, Gemälde und zumal Totenmasken historisch bekannter Persönlichkeiten; einmal indem er ähnliche Charaktere, sodann indem er ähnliche Physiognomien zusammenstellt. Schliesslich hat er principiell wertvolle Beobachtungsregeln gegeben. »Wer bemerkt, dass er beobachtet ist, wird entweder unwillig oder er verstellt sich.« Darum ist es nötig, unbeobachteter Beobachter zu sein. Das ist man am sichersten, wenn der Beobachtete schläft, weswegen es denn für den Physiognomisten von Bedeutung ist, den Menschen schlafend zu sehen. — Ferner wechselt die Stimmung des Menschen und dadurch der pathognomische Ausdruck des Gesichts. Dies aber wirkt auf den Physiognomisten zurück; auch in ihm wird eine Stimmung erzeugt und er ist in Gefahr, die Züge falsch abzuschätzen und zu verzeichnen (eine feine Wahrheit!). Man muss also den Menschen in verschiedenen Stimmungen sehen. Insbesondere empfiehlt Lavater gewisse pathognomisch fruchtbare Momente. (Physiognomik, Verk. Ausgabe, 1829, Bd. II, S. 10.) »Der Moment des plötzlichen, unerwarteten, unvorbereiteten Sehens, der Moment des Bewillkommnens, der Moment des Kommens und Gehens. Der Moment, der dem plötzlichen Losbruch einer Leidenschaft vorgeht und der unmittelbar nach der Gährung; besonders auch der, wo die Leidenschaft durch die Gegenwart einer verehrungswürdigen Person unterbrochen wird. Da sieht man die Macht der Verstellung und die dennoch übrig bleibende Spur der Leidenschaft.«

u. s. w. Endlich entwirft er sein Ideal eines Physiognomisten, d. h. er sucht darzulegen, welche subjectiven Dispositionen die grösste physiognomische Befähigung verbürgen. Einige seiner Forderungen lassen sich auch auf den Graphologen anwenden (Von der Physiognomik, 1772, S. 76.) »Er muss eine Fertigkeit besitzen, Approximationen zu diesem charakteristischen Zuge sogleich zu bemerken. Auch zur Bildung der physiognomischen Sprache ist ihm . . . die Fertigkeit, Aehnlichkeit zu entdecken, unentbehrlich. Der Physiognomist muss die Sprache vollkommen in seiner Gewalt haben. Er muss sogar im Stande sein, dieselbe zu erweitern und mit lebendigen und bestimmten Ausdrücken zu bereichern. Alle Reiche der Natur müssen ihm Bilder, alle Magazine der Wörter müssen ihm Ausdrücke leihen«. (S. 79.) »Keine Passionen müssen ihn blenden.«

Wesentlich anders als es sich Lavater denkt, wird die empirische Physiognomik nie zu Werke gehen können. Grosse Entdeckungen aber wird man auf diesem Wege schwerlich machen — wie denn auch in der Graphologie das tabellenmässige Zusammenstellen von Handschriften über die Bauernregeln nicht hinauszuführen pflegt. Wohl aber sind solche Regeln gut, ja unentbehrlich, wenn sie zum Zweck der Bewahrheitung bestimmter Hypothesen gefunden werden.

Auch wenn Lavater mit seinen Bemühungen systematischer vorgegangen wäre, so hätte er doch bestenfalls das Material für eine wissenschaftliche Bearbeitung geliefert. Denn um selbst Wissenschaft zu geben, dazu hätte es einer kritischeren Psychologie bedurft, als die populär-philosophische war, über die er allein verfügte. Obschon er in der Beziehung hinter den vorgeschrittensten Köpfen seines Zeitalters im Ganzen zurückbleibt, so überrascht er doch gelegentlich durch psychologische Feinheiten im Einzelnen; und es dürfte sich vielleicht verlohnen, auch einmal die Lavatersche Psychologie aus seiner Physiognomik herauszuarbeiten. Wir wollen abschliessend nur einen höchst merkwürdigen Punkt berühren. — Lavater durchschaut heller als sonst irgendwer die Unterhaltbarkeit der traditionellen Temperamente. Statt der vier sog. Temperamente überhaupt will er nur verschiedene Grade der Reizbarkeit anerkennen. (Wir würden heute, um Verwechslungen mit dem Begriff der physiologischen Reizbarkeit zu vermeiden von der Reagibilität oder auch von der Spontaneïtät sprechen; Klages*) schlägt die Bezeichnung Motivschwelle vor.) — Die sog. Temperamente können sich nach Lavater in ein und derselben Persönlichkeit auf ganz unbestimmbare Weise vermengen — stets indessen wird das Ergebnis dieser Mischung »ein gewisser Grad von Reizbarkeit bei einem gegebenen Reizungspunkt« sein. (Physiognomik. Verk.-Ausgabe. 1829. Bd. III. S. 10—11.) »Von unzähligen Menschen, die ich sehe, könnte ich nicht sagen: „sie haben dies, jenes der vier bekannten Temperamente." Aber von unzähligen liesse sich bei genauer Beobachtung sagen, in welches Zehend der Skala sie gehörten, wenn man eine Leiter von 100 Graden der Empfindlichkeit bei einem gewissen Gegenstande annähme. Ich sage immer bei einem gewissen Gegenstande . . .« **) Damit ist nun in völlig zutreffender Weise gekennzeichnet, was allein von der alten Temperamentenlehre auch in jede künftige Psychologie übergehen wird.

---

*) Vergl. dazu Graph. Monatshefte. 1899. S. 160—161.

**) Graph. Monatshefte. 1899. S, 161.

Mitteilungen.

Varia.

Zu Lavater's Bild. Der erste Versuch von Lavater's »Physiognomischen Fragmenten« erschien 1775; nach der Datierung der Widmung dürfte dieser Band ungefähr Ende 1774 beendigt worden und wohl nicht viel früher wird das Profil»Portrait entstanden sein, welches Lavater am Schluss (S. 271) dieses ersten Versuches veröffentlicht mit folgenden Worten: «Es ist Zeit zu schliessen; und billig, dir auch ein erträglich kenntliches Bild zu deiner freyen Beurtheilung von demjenigen vorzulegen, der so viel über andere Gesichter geurtheilet hat; — ich will dir nicht vorgreifen, doch darf ich hoffen, dass dieses Gesicht nicht so beschaffen sey, dass es oft erröthen dürfte vor dem „Richtet nicht, dass ihr nicht gerichtet werdet!"«. Dieses Profilbild Lavaters schien uns geeigneter zur Reproduction für die «Graphologischen Monatshefte» als eines der späteren und bekannteren Portraits, denn nicht der alte fünfzig- bis sechzigjährige, sondern der etwas über dreissigjährige Lavater fixirte die ersten Handschrifteneigentümlichkeiten und schrieb das berühmte Kapitel »Von dem Charakter der Handschriften«, dessen Erweiterung durch Moreau de la Sarthe der Ausgangspunkt war für die französischen Forschungen von Michon.

An einer späteren Stelle seines Werkes bespricht Lavater noch ein weiteres Portrait (Halbprofil) von sich (Abschnitt XXII, Taf. 29 Fig. 31), welches er aber als »unähnlich, doch nicht ganz unkenntlich« bezeichnet; seine hierauf bezüglichen charakterologischen Angaben dürfte er auch wohl für das Profilbild gelten lassen. Er sagt: »Im Ganzen, besonders im Munde, harmlose Ruhe und Gutmüthigkeit, die an Schwäche gränzt. In dieser Nase mehr Verstand und weniger Empfindsamkeit, als er zu haben glaubt; im Auge und der Augenbraue einiges Talent zur Beobachtung«.

Die Namensunterschrift musste leider einem späteren Briefe Lavater's entnommen werden (1797). Schriftproben von sich aus der Zeit um 1777, jedoch ohne Namenszug, hat Lavater selbst auf der 2. Tafel zum Handschriften-Kapitel veröffenlicht und kurz charakterisiert mit den Worten: »Welch' ein Gemisch von Kindlichkeit und gewaltsamer Anstrengung« und »Von mir, wenn ich sudle. Wer sieht das sanguinisch Unbeständige nicht darin?« — Die Reproduktion dieser Schriftproben muss einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

H. H. B.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludw. Klages, München, Schwabingerlandstr. 30.
Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Die ›Graphologischen Monatshefte‹ 1901 wurden in einer Auflage von 600 completen Exemplaren gedruckt.



Anzeiger.

DATE DUE			